

EL EGOISTE



ANZEIGEN

MietWohnungsZentrale

...mehr als nur vier Wände.



Andreasstr. 41
99084 Erfurt

Tel. 0361 / 2 11 43 81
Fax 0361 / 2 11 43 82



Stadtgarten Erfurt

Kulturcafe-Biergarten-Saal

Dalbergsweg 2a - 99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 65 31 99 88
info@stadtgarten-erfurt.de
www.stadtgarten-erfurt.de

Täglich ab 11 Uhr Cafe & Biergarten!

Jeden Dienstag Spieleabend
Jeden Freitag DJ im Foyer
Jeden ersten Mittwoch im Monat Lesung

IMPRESSUM: heft für literatur, stadt & alltag, Nr. 02 (Gelbe Ausgabe), Sommer 2005, Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn, Auflage: 1.000 Stück, kostenlos

Herausgeber: Kulturrausch Erfurt
Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 - 2 11 59 66
E-Mail: heft@kulturrausch.net, Netz: www.kulturrausch.net
Bankverbindung Kulturrausch e.V. (heft): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Konto: 165 430 001

Redaktion: Thomas Putz (verantw.), Annemarie Frey, Alexander Platz, Jens Keßler
Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Katja Ellguth, Jana Rabisch, Michael Rabisch, Sven Gatter, Ralf Rudolffy, Andreas Bauer, Jonas Wetzler, Stefan Werner, Paolo Fusi
Satz und Layout: Annemarie Frey, Sven Gatter, Daniel Tanner
Deckblatt: Andreas Bauer

Druck: Fehldruck Erfurt, www.fehldruck.de

Abo: Normal-Abo 5 Euro/Förder-Abo 10 Euro für die nächsten 2 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.

Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autorinnen und Autoren. Die in der Zeitung vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 5 und 22 bis 24 haben satirischen Inhalt.

Die nächste Ausgabe erscheint am 30. September 2005. Redaktions- und Anzeigenschluß: 02. September.

KULTURSTIFTUNG
DES
BUNDES



Das Projekt »heft« wird gefördert durch den Fonds neue Länder der Kulturstiftung des Bundes.

Guten Tag, liebe Leserinnen und Leser!

Dem absoluten Supergau 2005 ist die Stadt Erfurt gerade noch einmal entgangen. Es gibt einen Haushalt, die vorgesehenen Kürzungen im Kultur- und Sozialbereich wurden zurückgenommen – und: der FC Rot-Weiß hat wohl in letzter Minute die Lizenzauflagen für die kommende Regionalligasaison erfüllt. Nun muß nur noch der Sommer kommen ... Und alles könnte so schön sein – wenn wir nicht wüßten, daß im nächsten Jahr alles wieder von vorne beginnt ...

Ab dieser heft-Ausgabe veranstalten wir nun immer eine heft-reliest-Party. Diese wird jedesmal an einem anderen Ort stattfinden. Dort bekommt ihr das druckfrische heft exklusiv einen Tag vor dem offiziellen Erscheinen. Zudem werden sich unsere heft-Autorinnen und -Autoren für Euch mächtig ins Zeug legen und ihre Texte lesen. heft-reliest das nächste Mal am Donnerstag, 29. September. Den Ort erfahrt ihr rechtzeitig unter www.kulturrausch.net. Wie gewohnt könnt ihr dort auch wieder die aktuelle Ausgabe herunterladen.

Schließlich möchten wir an dieser Stelle allen danken, die am Zustandekommen dieser Ausgabe beteiligt waren – allen voran den Autorinnen und Autoren, aber auch den Sponsoren – und hier besonders der Kulturstiftung des Bundes, die es möglich gemacht hat, das Projekt und den Kulturrausch finanziell zu unterstützen. Trotzdem sind wir natürlich weiterhin für jegliche Geschenke und Aufmerksamkeiten dankbar.

Wir wünschen gute Unterhaltung beim Lesen!

Die Redaktion

ERFURT

- 04 POSTEINGANG: Leserbriefe und Kritik
- 05 GEGENDARSTELLUNGEN: Schneller als die Polizei erlaubt
- 06 ANGER SÜD-WEST: Logos Produktion, Lebensladen, Tintenherz, kleinform, Freifunk Erfurt
- 12 PORTRAIT: Paul und Willi – Subcultura
- 13 DOMPLATZ-REPORT: Die Neapolitanisierung Erfurts schreitet voran
- 14 DIE REDAKTION EMPFIEHLT: Lesungen, Polnische Filmwochen, Ausstellungen, Politische Salons
- 16 EL EGOISTE: Will Kirschen klauen
- 17 DIE TODESFEDER: Kochtip – Meuchelmord an Spragel
- 18 FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE: Der böse Wolf ...
- 19 REZENSION: Slapstick im Moskau – Fandorin ermittelt
- 20 KULTUR & POLITIK: Besser poppen als knoppen
- 23 KULTUR & POLITIK: Geldwaschen für Anfänger
- 25 KULTUR & POLITIK: Sozialforum in Erfurt
- 26 KULTUR & POLITIK: Tränengas im Fanhaus – Saisonrückblick
- 27 FOTOSTRECKE: Erfurt gegen Köln

THEMA

- 32 DIE GELBSUCHT von Jana Rabisch
- 32 BEGIERDEN von Paulina Schulz
- 33 ... von Lula Wolf
- 34 DREI UNGERADE von Clara Ehrenwerth
- 36 FAUST 23 von Christoph Steier
- 38 VON FRÜHLING BIS HERBST von Sebastian Offenbecher
- 39 ENGELSPAUNE von Maik Lippert
- 40 ABENTEUER BRIEFKASTEN von Ralf Rudolffy
- 43 LECKERMÄULCHEN. VANILLE von Lena Hammerschmidt
- 45 NEID UND ANDERE VERWECHSLUNGEN von Till Bender
- 47 AUTOR/INNENVERZEICHNIS



grafikdesign
illustration
malerei
öffentlichkeitsarbeit
promotion



Andreas Bauer, Melanchthonstraße 27, 99084 Erfurt, 0361-6005680

Zum Artikel »Von der Unmöglichkeit einen Elefanten in einen Hut zu stecken« von Katja Ellguth im letzten hEFT:

Die Autorin beklagt die Folgen der Haushaltsnöte der Stadt Erfurt für die freien Träger der Jugendhilfe, Sport- und Kulturvereine. Die haben nun kein Geld, um ihre Projekte, ihre Veranstaltungen und Jugendhäuser zu finanzieren. (...)

Wer aber ist der Adressat ihres Textes? Die städtische Verwaltung, die, von allerlei gesetzlich verordneten Lasten überfordert, Geld, das sie nicht hat, nicht ausgeben kann? Der Steuerbürger, der weitere Zahlungen für Leistungen, die er nicht bestellt hat, ablehnt? (...) Wenn ausgerechnet die »Akteure im professionellen Sozialbereich« es aber ablehnen, anzuerkennen, daß soziale Arbeit in der menschlichen Gesellschaft, ihnen nur einbringen kann, was andere Menschen zu geben bereit sind, weil sie das Ergebnis dieser Arbeit höher schätzen, als das, was sie dafür geben, dann ist die Verwirrung um die Begriffe »sozial« und »Arbeit« komplett.

Es ist nicht damit zu rechnen, daß öffentliche Haushalte dereinst wieder im Geld schwimmen werden, um es mit vollen Händen an Vereine auszuteilen, die sich mehr oder minder gemeinnützigen Zwecken ihrer Mitglieder und Mitarbeiter widmen. Das ist gut, denn politische Verteilungskämpfe um die erzwungenen Einnahmen des Umverteilungsstaates binden heute Kräfte, die in die Hilfe für Bedürftige weit nützlicher einzubringen wären. (...)

In der Organisation und Unterstützung von privaten sozialen Netzwerken, in der Einrichtung von privaten Informations- und Dienstleistungsbörsen, von Tauschringen, von familienübergreifenden Betreuungs- und Bildungsangeboten liegen Möglichkeiten, die von denen, die sich »Akteure im professionellen Sozialbereich« nennen, m.W. noch nicht oder nur unzureichend erschlossen werden. Freilich werden diese vielfältigen Leistungen nicht durch öffentliche Gelder, also durch die Steuern und Abgaben anderer Leute finanziert

und nicht nur hauptberuflich erbracht werden können.(...)

Ich bin gespannt, ob die vielfältigen heutigen Möglichkeiten der gegenseitigen Hilfe auf der Agenda des Sozialforums in Erfurt vom 21.-24.07. stehen werden, oder ob jene, die öffentlich erklären, sich für ein friedliches Miteinander zu engagieren, mit deren Nutzung bis nach der Erfüllung ihrer Träume von einer »Schönen Neuen Welt« warten wollen.

Frank Martin, Großengottern

hEFT-linge
(Ein Fabelvers)

»Schreibhengste! Literatenpack!
Bunte Vögel mit Krachinstrumenten!
Ferkel und ihr Dosenlack!
Auf den Bühnen: Junge Plapperenten!

So was schreit nach Züchtigung.
Denn wo kämen wir denn hin,
dürft alle Tiere ihren Dung ...?
Gut, daß ich Gendarm hier bin.«

Des roten Ochsen schwarzer Sohn,
ist Büttel in der alten Stadt
und hingegen aller Tradition,
hat er die jungen Künstler satt.

»Die kosten Geld, welches woanders
wichtig
und eigentlich gehör'n die in den Knast.
Förderung? Ich hör' wohl nicht ganz
richtig?
Jahr der jungen Kunst? Steuergeld
verpraßt?

Das darf nicht sein!
hört man den Ochsen toben.
»Die sperr' ich alle ein!
Sicher wird der Rat mich dafür loben.«

Der Schwarze traf nun einen
Schreiberling,
einen jener Pegasusse,
der scheinbar nutzlos sich erging,
in Gedanken, dort am Gera-Flusse.

»He, er da, Pägasus!
Packe er die Fäder weg!
Kennt er nicht den Ratsbeschluß,
wonach nun aller Künste Zweck,
einzig der Re-press...ä...naive sei?
Für euch, Herr Pegasus,

und für diese junge Künstlerei,
ist's mit Förderung jetzt Schluß.«

Der Schreiberling begann zu fluchen:
»Die Sehnsucht nach dem Paradies?
Vorbei?
Erst versprochen und nun Pustekuchen?
Das ist doch ein faules Ei,

daß arg im Magen spukt.«
»Schrei' er ruhig, schrei!
Alle Tiere wurden hier ge-Rugt
und ihr seid nun besonders vogelfrei«,

meint' der Ochse zu dem Hengst.
Doch dieser sagt ihm nebenbei:
»Wenn du jetzt deshalb denkst,
daß die Kunst verloren sei,

und wir klein bei nun geben,
beweise ich dir, eins, zwei, drei,
wie wir in uns'rem bunten Leben,
gegenteilig klären solche Litanei:«

Blitzschnell zieht der Pegasus,
ein knallig rotes Heft herbei.
»Ochse, hier sitzt jeder Schuß!
Hufe hoch! Dawei, dawei!

Du wirst jetzt inhEftiert.
Ä..., ich meine: In('s) HEFT genommen.
Hast du Ochse das kapiert?
Alle Tiere werden mitbekommen,

daß du nun in der Tinte sitzt.
Du wirst zum Gespött gemacht.
Selbst wenn du Gift und Galle spritzt,
bist du es, den man jetzt verlacht.

Man wird in dir den Lügner sehen
und dein fieses Spiel erkennen.
Du wirst bald am Pranger stehen
und Hornochse wird man dich nennen.

So helfen hEftlinge am Schluß,
mit ihren roten Waffen aus Papier,
daß junge Kunst und Pegasus,
fabulieren im EF-Revier.

Und die Moral: Es gibt wohl keine!
Der Umlaut »Ä«, wie in der Mär,
stellt Ärfurt auf zwei Beine,
trotz des schwarzer Ochsen, der ...

Jürgen Brugger, Erfurt

WestCasino GmbH wehrt sich

Zeitungsberichten zufolge soll die Thüringische Finanzministerin Birgit Diezel behauptet haben, daß es dank unseres Engagements im Spielcasino »Erfurt« noch vor Jahresende zusätzliche Einnahmen für den Landeshaushalt geben soll. Damit ist gemeint, daß die bis heute vom Land Thüringen an uns großzügig gespendeten 420.000 Euro durch Steuerabgaben unsererseits nicht nur getilgt, sondern übertroffen werden sollen. Das widerspricht nicht nur der Wahrheit, sondern jeglicher Vernunft. Schaut man sich die zurückgehenden Zahlen von renommierten Spielkasinos wie z.B. Monte Carlo und Campione an, wird man verstehen, daß das Spielcasino Erfurt, im Rahmen des nächsten Fünfjahresplans 2006-2010, nur durch Finanzausschüsse des Landes Thüringen aufrecht erhalten werden kann.

Da die Bevölkerung in Thüringen und in den benachbarten Ländern und Nationen finanziell schlecht situiert ist, ist nicht zu erwarten, daß BürgerInnen den Saal jemals besuchen werden, außer eventuell in der Hoffnung, Bettelbeute am Treppeneingang zu ergattern. Die versprochenen Kontakte, nach denen die Thüringer Politik mit dem russischen organisierten Verbrechen arbeiten wollte, um Erfurt und das Spielcasino als künftige (und günstige) Drehscheibe der Geldwäscherei zu etablieren, sind an der Gierde dieser PolitikerInnen gescheitert. Die WestCasino GmbH möchte keinerlei Hoffnung in der Bevölkerung

verbreiten, überlegt aber gleichzeitig, die leeren Räumlichkeiten dem Bund zur Untervermietung anzubieten, um BürgerInnen im Fall einer Naturkatastrophe beherbergen zu können. An diesem Ereignis arbeiten wir nach wie vor fleißig und dezidiert.

Landespolizei zeigt sich entsetzt

Vorbeugend müssen wir mit aller Kraft dementieren, was alle in der Stadt bereits als Tatsache propagieren – und zwar, daß wir am 25. Juni beim Aufmarsch unserer Kameraden einen der gefährlichsten linken Terroristen umbringen werden, welcher sich an jenem Tag gegen die demokratische Diktatureinführung unserer Nationalen Partei mit unfugbetontem Aktivismus auffällig machen mußte.

Die Ermittlung über den Einsatz der Polizei beim letzten Aufmarsch hat eindeutig bewiesen, daß die Landespolizei nur mit Mühe und Not die friedliche arische Bevölkerung vor dem unerträglichen Geschwafel der überbehaarten Linksradikalen beschützen kann. Darüber hinaus ist es per neuem Müllgesetz verboten, solche verendeten Wesen am Boden liegen zu lassen, denn es ist anhand der heutigen Lage der Stadt im Moment unmöglich, sie rechtmäßig zu entsorgen.

Auch das Gerücht, daß unsere besten Offiziere aus der Folderschule in Guantanamo ausgeschlossen worden seien, weil der deutsche Dolmetscher ihre Mundart nicht verstehen konnte, entzieht sich je-

der Wahrheit und ist dementsprechend eine bössartige Verleumdung der freundlichen, naturgebundenen und volksnahen Ausdrucksweise unserer PolizistInnen.

FC Rot-Weiß dementiert

Wir möchten mit aller Kraft vorbeugend das Gerücht dementieren, welches zunehmend in der Stadt kursiert. Der FC Rot-Weiß Erfurt wird in der nächsten Saison keine Werbung unter der Gürtellinie anbieten, weder auf den Genitalien der Spieler (die vorherige Saison hat deren Unvermarktbarkeit hinreichend bewiesen), noch auf ihrem Po, so wie es der FC Arminia Hannover mit einer Werbung mit dem (noch) Bundeskanzler gewagt hat.

Zum ersten glauben wir, daß eine Werbemaßnahme, basierend auf dem Namen des Ministerpräsidenten von Thüringen, Unglück über die Mannschaft bringen würde. Zum zweiten wissen wir inzwischen, daß es nicht funktionieren würde. Wir haben bereits vor einem Monat eine kläglich gescheiterte Auktion durchgeführt, um unseren Fans eine Nacht mit ihrem liebtesten RWE-Spieler anzubieten. Die ganze Mannschaft ist für weniger als 1000 Euro (ausschließlich an Männer) weggegangen.

Der Markt für Hosenwerbung in Thüringen genügt also nicht, um den Verein in der Regionalliga zu halten. Ganz zu schweigen von der Sprüchen, die von Jena-Fans kommen würden ...

In eigener Sache: »falsches« Cover für Erfurtsch-Buch



Die Redaktion sieht sich gezwungen, Behauptungen zu dementieren, wonach das Cover »Kleines Wörterbuch Goth'sch« zu Ralf Rudolfys Rezension des Buches »Erfurter Mundart« im letzten hEFT-Heft versehentlich abgebildet wurde. Die Abbildung des »falschen« Covers war zum ersten auf keinen Fall nicht

vorsätzlich und zum zweiten nicht-nicht notwendig, da die interne Redaktions-spendenaktion zum Nicht-Erwerb des rezensierten Buches von Erfolg gekrönt war.

Weiterhin müssen wir zu unserem ausdrücklichen Bedauern dementieren, daß nicht die lokalpatriotische Gesinnung eines Teils der Redaktion den Abdruck des »falschen« Covers erforderte. Die Redaktion dementiert zudem die Behauptung, diese Entscheidung stehe in

Verbindung mit der Ablehnung der Erfurter Mundart als solcher. Wir erklären uns hiermit bereit, für das Buch »Erfurter Mundart. Erfurtsch-Deutsch« ein Hörbuchkonzept zu entwickeln und es dem Verlag anzubieten. Letztlich entspricht es durchaus der Wahrheit, daß wir geeignete Sprecher/innen suchen, die sich unter der Redaktionsadresse melden können. »Wie enn ... Ärford?«

(Red.)

Die Türen nach draußen



Logos Productions – ein neuer Name am Erfurter Kulturhimmel. Seit einigen Wochen wird die Stadt mit einer Menge ausgezeichnete Konzerte beschenkt. Ob das so weiter gehen soll und was eigentlich hinter Logos steckt – darüber sprachen wir mit Katrin Wagner und Dominique Wand im gerade neu bezogenen Büro am Anger.

Was ist Logos und was ist bisher passiert?

Dominique: Das Grundkonzept ist, eine Melange, ein lockeres Verbundnetz zwischen Künstlern und Bands aus ganz Deutschland und den hier ortsansässigen zu schaffen. Zum Beispiel: wir holen uns eine Band aus Hamburg oder Münster und stellen dann hier einen Support aus Erfurt dazu. Damit bekommt das Erfurter Publikum auf der einen Seite neue Möglichkeiten, andere Bands zu sehen. Die Erfurter und Thüringer Bands bekommen gleichzeitig die Möglichkeit, vor vollrem Haus, als sie es vielleicht alleine hinbekommen würden, zu spielen. Das größte, das wir in dem Rahmen gemacht haben, war das »Turbine-Festival« im Mai im Centrum. Das ist auch perfekt gelaufen. Wir hatten knappe 500 Leute im Haus, und in diesem Stil soll das eigentlich auch weitergehen. Im Hintergrund wird dann natürlich noch viel mehr für die Bands getan werden.

Wieviel Leute machen bei Logos mit?

Dominique: Wir sind derzeit sechs Personen, das ist der feste Kern. Und wir werden natürlich, je nach Arbeitsbedarf, Leute dazuholen. Wie groß das Interesse in Erfurt ist, haben wir daran gemerkt, daß zum Beispiel einzelne Musiker aus verschiedenen Bands gesagt haben: Wir würden jederzeit für euch das und das tun, sei es Flyer legen oder Plakate hängen. Wir arbeiten mit dem *Predigerkel-*

ler und mit *Radio FREI* zusammen und sind dabei, Strukturen miteinander zu verknüpfen, letzten Endes auch z.B. mit *Zughafen*. Da soll keine Konkurrenz entstehen, denn wenn wir hier in diesem Provinzkaff anfangen, uns gegenseitig ans Bein zu pinkeln – das bringt auch nichts. Letzten Endes sollen die Leute davon profitieren, die mit uns, mit dem

»Es bringt nichts, wenn wir hier in diesem Provinzkaff anfangen, uns gegenseitig ans Bein zu pinkeln.«

Zughafen oder wem auch immer zusammenarbeiten. Was nobel klingt ist da auch nobel gemeint. Das liegt auch daran, daß Musiker bei Logos dabei sind, die schon 'ne längere Erfahrung im Bandsein, im Musikbusiness haben. Du weißt, wie es ist, wenn du über Jahre hinweg relativ hilflos da durchstolperst und nach jedem Strohalm, der dir erreicht wird, greifst. Jede Unterstützung ist 'ne Wohltat.

Wie sehen eure Unterstützungsleistungen für die Bands konkret aus?

Dominique: Es ist relativ schwierig, das pauschal zu sagen, weil wir versuchen, den jeweiligen Künstler sehr individuell zu betreuen. Mit einer Band, die sich erst vor einem Jahr gegründet hat und die weder spielerisch noch erfah-

rungstechnisch für einen Plattenvertrag in Frage kommt, werden wir viel kleiner anfangen. Wir werden uns Sounds in den Proberäumen anhören, werden Demos produzieren, mit denen die weiterarbeiten können und die wir ja auch brauchen, wenn wir das Booking übernehmen. Es gibt Bands, die booken wir deutschland- oder europaweit, und es gibt Bands, die werden wir in den nächsten Monaten nicht über Thüringen hinaus schicken. Und wir werden versuchen, den Bands, bei denen wir das Potential sehen und die das wirklich wollen, einen Plattenvertrag zu verschaffen. Wir übernehmen das Management, versuchen Werbeverträge abzuschließen und im Hintergrund mit der ganzen Bürokratie zu helfen. Da machen sich ja die meisten keine Vorstellung davon, dieses Sex-Drugs&Rock'n'Roll-Ding ist völliger Schwachsinn. Wenn du 'ne Band hast, hast du 'ne Firma und hast genau deinen täglichen Papierkrieg, wie alle anderen Leute auch. Und das den Leuten so weit wie möglich abzunehmen, daß der Grundsatz funktioniert: ihr seid die Musiker, ihr musiziert – und um den Rest versuchen wir uns längerfristig zu kümmern. Aber immer in Absprache mit den Künstlern.

Wie finanziert sich Logos? Könnt ihr davon leben?

Dominique: Im Augenblick ist die ganze Konstruktion purer Idealismus. Wir zahlen das Büro aus eigener Tasche und



Fotos: Sven Gatter

alle grundsätzlichen Leistungen. Um so mehr Leute wir deutschlandweit verknüpfen, also Plattenfirmen oder Produktionsfirmen von Videos, um so mehr sind wir auch in der Lage, daraus finanziellen Nutzen zu ziehen. Irgendwann müssen wir aber davon leben können. Ob wir dann irgendwann reich werden, ist völlig unwichtig. Nebenbei wird deshalb bei Logos auch journalistisch gearbeitet – zum Beispiel in der Berliner Videoproduktionsfirma *appleboxx*. Die Einnahmen werden dann wieder zur Refinanzierung der Leistungen für die hiesigen Künstler und Bands genutzt.

Wie sieht ein Arbeitstag bei Euch aus, habt Ihr schon feste Bürozeiten?

Katrin: Also eigentlich weiß jeder ziemlich genau, wann er hier auftauchen muß und was er hier zu tun hat. Und das wird sich zukünftig hier so einpegeln, daß wir uns alle gegen neun einfinden, es wird eine tägliche Besprechung geben, Aufträge werden verteilt.

Dominique: Und insofern war das Büro natürlich das Allerwichtigste. Das hier ist das Nervenzentrum. Wenn wir hier zusammensitzen, können wir auch ganz schnell kommunikativ tätig werden. Also wenn du in der Lage bist, dich und deine Arbeit zu konzentrieren, dann bist du auch viel schneller.

Können Leute, die das klasse finden der Unterstützung brauchen, zu Euch kommen und mitmachen?

Dominique: Ja, also von 9 bis 17 Uhr ist eigentlich immer jemand erreichbar. Grundsätzlich möchten wir uns natürlich schon die Leute, mit denen wir zusammenarbeiten, aussuchen. Aber auf der anderen Seite kann sich natürlich jeder bei uns melden, der Hilfe braucht oder der der Meinung ist, er wäre etwas für uns. Letzten Endes liegt die Entscheidung bei uns, zu sagen: da sehen wir kein Potential oder wir kommen mit deiner Arbeitsweise oder du mit unsere nicht klar. Unsere Grundphilosophie ist: lieber weniger Künstler und dafür qualitativ hochwertige, als uns fünfhundert Bands ans Bein zu binden und keiner hat irgendwas davon.

Was sind demnächst für Projekte geplant?

Katrin: Momentan wird eine Aktion sein, die Tour zur *burningflowers*-Platte zu booken, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in einigen anderen europäischen Ländern stattfindet. Und drumherum sind natürlich auch noch 'n paar Features zu machen, zum Beispiel den Videodreh zu begleiten. Das ist insofern für uns interessant, weil wir da auf relativ professioneller Ebene austreten können, was eigentlich geht, um es dann später im kleinen anzuwenden. *burningflowers* haben das Glück, 'ne Plattenfirma im Rücken zu haben, mit der wir auch ein bißchen finanzielles und logistisches Potential haben. Das ist das beste Szenario, das es gibt.

Dominique: Das heißt aber nicht, daß wir uns nur um *burningflowers* kümmern werden. *Magnet Coda* werden ,ne Open-Air-Releaseparty im Juli haben. Auch hier werden wir ein Video produzieren. Mit den *Zenelektrics* werden wir ebenfalls im Juli eine Live-Platte aufnehmen. Und auch um die anderen Bands werden wir uns natürlich kümmern. Gerade sind wir dabei, uns mit allen Bands zusammensetzen und Strategien für die weitere Zusammenarbeit zu erarbeiten.

Ihr habt ja in den letzten Wochen relativ viele Konzerte organisiert. Wird das so weiter gehen?

Dominique: Ja, also mindestens zwei Mal im Monat sind Konzerte geplant. Jetzt im Sommer ist es eher unwahrscheinlich, daß wir viele Leute in einen Club kriegen. Wichtig ist aber auch, Strukturen, wie das »Turbine-Festival«, oder Veranstaltungsorte, wie den Predigerkeller, zu fixen und kontinuierlich zu nutzen. Das ist ja auch wichtig für die Leute. Wenn einmal ein Club 'ne gute Hausnummer hat, weil da qualitativ hochwertige Bands spielen, ist der immer voll, ganz egal wer da spielt.

Interview: Daniel Tanner

KONTAKT:

Logos Productions, Anger 35, Tel. 0361 – 6 54 83 80, www.logosproductions.de

Zu Gast im Lebensladen

Vor zwei Monaten wurde in Erfurt eine Erzeuger- und Verbrauchergemeinschaft für umweltgerecht und nachhaltig erzeugte Produkte gegründet.

Wenn du mehr wissen willst, komm doch mal Dienstag oder Donnerstag bei uns im Laden Allerheiligenstraße vorbei, 'ne Klingel oder 'n Türschild gibt's nicht, klopf einfach an die Fensterscheibe rechts neben dem großen Holztor und es kommt jemand öffnen.« Johannes war mir bereits durch die Gruppe *Schrei nach Veränderung* bekannt, die sich nach dem 26. April 2002 zusammengefunden hatte, und in der viele junge Leute die Frage der Schulgestaltung ernsthaft anzugehen bereit waren. »Wir mußten erleben wie das Gespräch und die Auseinandersetzung mit dem Thema bewußt verdrängt wurden. So haben wir auch einsehen müssen, daß der Prozeß der Veränderung ein langer ist, und viele Mühen kosten wird, die trotzdem einige von uns auf sich laden um dran zu bleiben, nicht in die Knie zu gehen vor der allmächtigen Ausrede: Ich kann ja eh nichts ändern.«

Einige aus der Gruppe suchten dann den Pfad zur Veränderung auf dem alternativen Landweg und sind auf's *Lebensgut* Cobstädt gezogen, einem alten Gutshof mit angrenzenden Feldern. Bei einem Besuch dort konnte ich in Erfahrung bringen, was so alles ohne synthetische Pflanzendünger und chemische Pflanzenschutzmittel, mit Hilfe einer nachhaltigen Bewirtschaftung durch gezielte Förderung der Lebensprozesse in Boden und Nahrung möglich war. Auch bestaunte ich die Vielfalt, so manche Kräuter und Stauden hatte ich zum ersten Mal gesehen, und mir wäre vorher nie der Gedanke gekommen, daß man das »Grünzeug« auch essen könne. Eine Abgeordnete war auch dort, das Gespräch um konkrete Veränderungen

und der Kontakt zu Erfurt sollten nicht abrechnen. Was vom Tage übrigblieb, war in einem Werbespot der Grünen vor den Landtagswahlen zu sehen: eine Politikerin im Gespräch mit Jugendlichen vor der wunderbaren Kulisse wogender goldgelber Getreidefelder.

Erfahrungsgemäß liegt in der Einrichtung von Landkommunen die Gefahr,

»In der Einrichtung von Landkommunen liegt die Gefahr, sich auf der Flucht vor der zerstörerischen Welt ein Inselidyll schaffen zu wollen, in dem das bessere Leben zelebriert wird.«

sich auf der Flucht vor der zerstörerischen, ach so kalten und ungerechten Welt ein Inselidyll schaffen zu wollen, in dem, gebettet auf grünen, sanften Gewissenskissen, das bessere Leben zelebriert wird. Mit der Zeit bindet das Bemühen um Aufrechterhaltung der Gruppenharmonie, als sinnstiftendes Selbstbild und externer Legitimationsgrund, immer mehr Kräfte, die für anschlussfähiges, kreatives Wirken nach außen verlorengehen. Die Errichtung des *Lebensladen* könnte ein erster Schritt sein, dieser Tendenz entgegenzuwirken.

Auf der Webseite hatte ich einiges über die Intentionen des Vereins gelesen. Wie im Namen die Verbindung »Erzeuger-Verbraucher« bereits andeutet, soll auf regionaler Ebene ein engerer Kontakt zwischen Produzenten und Konsumenten geknüpft werden, eine »Brücke vom Bauern auf dem Lande di-

rekt zum Menschen in der Stadt«. Betriebe aus der Umgebung Erfurts, welche »bewußt für eine Gesundung der Umwelt eintreten und arbeiten indem sie nach ökologischen und nachhaltigen Richtlinien wirtschaften«, sollen gefördert werden. Der herrschenden Anonymität und Isolierung von Arbeitsabläufen soll entgegengewirkt werden und damit der Abtrennung der Tätigkeiten, die Menschen mit ihren individuellen Fähigkeiten innerhalb der menschlichen Gemeinschaft erbringen, von den Ergebnissen und Folgen ihres Tätigseins. Die Verbraucher in der Stadt bekommen die Möglichkeit, Einblick in das Produktionsgeschehen zu nehmen und gute Lebensmittel zu einem erschwinglichen Preis zu beziehen. Mit dem monatlichen Beitrag der Vereinsmitglieder (13 Euro; 23 Euro für Familien) werden die laufenden Kosten (Miete des Ladens, Einrichtung; Fahrtgeld, Arbeitslohn für Verkauf, Buchhaltung etc.) bezahlt. »Dadurch, daß der Verein nicht gewinnorientiert wirtschaftet und die festen Kosten alle abgedeckt sind, werden die Erzeugerpreise dann direkt an die Konsumenten weitergegeben.«

An einem Dienstag machte ich mich auf den Weg in den *Lebensladen*. Auf seine Existenz wies tatsächlich nur ein Zettel am Fenster hin. Johannes war noch am Sortieren von Lebensmitteln und Kisten. Mit dem Verkaufsraum betrat man ein Stimmungsgemälde, welches mit geruhsam bewegtem Pinsel gestaltet schien und einen in Zeiten versetzte, wo des Lebens Tätigkeiten noch nach dem Sonnenlauf ermessen wurden. Dunkle Dielen und Holztäfelung; in der Ecke ruhmorte ein Kanonenofen an dem sich Ly-

sann, eine Mitwirkende im Verein, den Rücken wärmte; auf dem Boden Stiegen mit Kartoffeln; ein Regal mit Brotaufstrich; Kräutertöpfe in der Fensterbank. Die alte Waage auf dem Tisch erinnerte mich an die dicke Fleischersfrau, deren böse Blicke mich in Kindertagen lange Zeit verfolgten, nachdem ich einmal im Geschäft laut meiner Empörung Ausdruck verlieh, sie würde die Kunden beschleifen, indem sie beim Wiegen ihre schweren Finger auf der Waage behielt. Auf den an die Wände gehefteten Zetteln sind die Preise pro Kilo ersichtlich: Grünkohl 2,50 Euro; Kartoffeln 0,50 Euro; Lauch 2,80 Euro; Möhren 1,10 Euro ...

Es klopft ans Fenster, eine junge Frau kommt herein, Freunde hätten ihr von der Sache berichtet und sie möchte gern Mitglied werden. Sie erzählt, sie sei Studentin und wie es denn mit dem Beitrag wäre, wenn es mal finanziell »eng« würde? Zur Not könne sie auch auf Antrag eine Ermäßigung bekommen, es bestünde ja auch die Möglichkeit, freiwillig einen höheren Beitrag im Sinne des

Solidarprinzips der Gemeinschaft zu entrichten. Bepackt mit Kartoffeln, Brot, Nußecken und Gemüse verabschiedet sie sich als 23. Mitglied des Vereins.

Zu welchen Produzenten habt Ihr Kontakt, will ich wissen. »Zum einen mit dem *Biolandhof Gerster* aus Dietrichsroda. Er produziert nur aus eigenen Erzeugnissen Brot, Käse, Frischkäse, Quark, Joghurt, Apfelsaft und Fleisch in Bioqualität. Zum anderen war mir ein blauer Lieferwagen des *Gutshofs Hauteroda* öfters in der Stadt aufgefallen. Diese beliefern uns nun mit Milch und Backwaren in Demeter-Qualität! In Cobstädt gibt es seit diesem Jahr eine Gärtnerei, die auch in Bioqualität Kräuter, Salat und Gemüse produziert. Von ihnen bekamen wir auch schon besten Salat, Spinat und Kräuter und werden über das Jahr mit vielem tollem Gemüse versorgt. Vom *Lebensgut* Cobstädt haben wir gelegentlich auch Salat und Spinat auf Spendenbasis im Angebot. Weitere Produzenten, Imkerei und Mosterei, sind in Kontakt mit uns und werden bald unser Sortiment erweitern.«

Was habt ihr zukünftig noch so vor? »Die jetzigen Räume werden uns von einem Fördermitglied freundlicherweise zu Verfügung gestellt. Ab 15. Juni haben wir dann einen neuen Laden in der Allerheiligenstraße 19.« Es steht also erst mal ein Umzug an. Aber die Bewegung soll längerfristig nicht nur räumlich vonstatten gehen: »Die Grundidee des *Lebensladen* ist, einen sozialen Raum zu schaffen, der offen sein soll für Begegnungen und damit Kultur nicht nur im reinen Konsumbereich, sondern auch ein Treffpunkt an dem Menschen ins Gespräch kommen können über verschiedenste gesellschaftliche Fragen und gleichzeitig durch ihr Handeln positiv in die Welt wirken können.«

Eine der Nußecken hätte ich dann doch gern als Wegzehrung mitgenommen, aber ich war noch kein Mitglied. »Überleg Dir's, klopf einfach an die Fensterscheibe rechts neben dem großen Holztor und es kommt jemand öffnen.«

Katja Ellguth

ANZEIGEN

Flaschenpost in der Gera

Die Buchhandlung *Tintenherz* lernt Kindertexten das Schwimmen

Wer hat es sich nicht schon einmal gewünscht: am Strand entlang schlendern, eine Flaschenpost vor die Füße gespült bekommen und darin eine Nachricht aus einem fernen Land lesen. Eine charmante Angelegenheit in Zeiten der weltumspannenden Kommunikationstechnologie. Das sagte sich auch Bernhard Schmidtman, Inhaber der Kinderbuch- und Spielehandlung *Tintenherz* in der Erfurter Pergamentergasse 29. Zum diesjährigen Welttag des Buches startete er die »Aktion Flaschenpost«. Erfurter Kinder waren aufgerufen, eigene Geschichten, Gedichte oder Zeichnungen zu Erfurt einzureichen, die dann, einzeln und luftdicht in Flaschen verschlossen, in die Gera geworfen bis ins weite Meer treiben sollten. Über zweihundert Einsendungen kamen daraufhin zusammen – vom ersten, ungelungenen Schreibversuch bis hin zur phantasievollen Gruselgeschichte war dabei alles vertreten. Dazu illustrierten die Kinder meist ihre Texte gleich mit. »Die Aktion war ein voller Erfolg«, so Schmidtman, »vor allem, weil damit

die Kinder aktiviert und deren Kreativität angeregt wurde.«

Und damit ist die Idee des seit Oktober letzten Jahres existierenden Ladens schon umrissen. Denn neben dem Verkauf, soll auch mit Kindern gelesen und gespielt werden. Dazu wurde im Laden ein extra Raum eingerichtet, in dem regelmäßig Spielabende (mittwochs 18-20 Uhr) und Lesungen für Kinder stattfinden. Daß bei alldem besonderer Wert auf Qualität gelegt wird, versteht sich fast von selbst: Billigspiele oder Didelmäuse wird man im *Tintenherz* vergeblich suchen. Statt dessen ist Platz für ausgewählte Kinderbücher, jede Menge verschiedenste Spiele und »liebesswerten Unsinn«, wie zum Beispiel einer Kopflampe, mit der man, von den Eltern unbemerkt, unter der Bettdecke lesen kann. Ein Besuch lohnt sich also auf jeden Fall.

Derzeit ist Bernhard Schmidtman unter anderem damit beschäftigt, die Flaschenpost-Texte und -Bilder zu einem Buch zusammenzufassen und bei einem Verlag zu veröffentlichen. Dafür sucht



er natürlich noch nach Geldgebern. Von der Idee des Buches ist er auch im Hinblick auf das Stadtmarketing überzeugt: »Die Stadt Erfurt über Texte und Bilder von Kindern vorzustellen, das ist eine interessante Sache und ist bisher einmalig.«

Die Flaschenpostsendungen schafften es übrigens, aufgrund niedrigen Wasserstandes, nur bis zum nächsten Gerabogen. Inzwischen sind sie aber per Auto in der Nordsee angekommen. Also dann: Augen auf beim diesjährigen Strandspaziergang! *Daniel Tanner*

Eine Welt in einem Sandkorn

Beate Kisters *kleinforma*t-Motive machen glücklich

Wer gelegentlich über die Krämerbrücke spaziert, dem werden sie schon aufgefallen sein – die luftigen Kleinformat-Drucke der Erfurterin Beate Kister. Auf den farbenkräftigen Aquarellstiftzeichnungen passieren Dinge, die es nirgendwo sonst gibt: Ein Dorf wächst aus einer Mohnblume heraus, der Mond liegt schlafend in den Wipfeln eines Baumes, drei Schafe stehen ganz selbstverständlich übereinander und gucken in die Landschaft, als wäre es die normalste Sache von der Welt. Was auf den ersten Blick wie eine verspielte Phantasterei wirkt, bestätigt sich im zweiten Blick sogleich: Man verfällt der Versuchung und begibt sich bereitwillig in

die angebotene Szenerie, spinnt sie weiter und fühlt sich irgendwie verdammt wohl dabei.

Ganz nach dem Blake'schen Motto »Sieh eine Welt in einem Sandkorn und einen Himmel in einer wilden Blume« funktionieren auch Beate Kisters Zeichnungen. Sie legen etwas frei, das wir als termingebeutelte moderne Menschen längst verschüttet glaubten: die Wahrnehmung von einfachen Strukturen und schönen Motiven. Hier wird uns keine heile Welt vorgegaukelt, sondern mit entwaffnender Schlichtheit eine Welt aus Farben und Formen geschaffen, die irgendwie glücklich macht – für den Moment zumindest. *Jörg Berglinger*



Kleinformat-Drucke und -Originale von Beate Kister, erhältlich auf der Krämerbrücke 25 oder www.kleinformat.info

Schon mal was von Freifunk gehört?

Seit Anfang des Jahres gibt es in Erfurt eine Freifunkgruppe, die ein freies, nicht kommerzielles und offenes Informationsnetzwerk aufbaut.



Als Freifunk werden freie WLAN-BürgerInnennetze bezeichnet, die ähnlich wie die in letzter Zeit bekannt gewordenen häuslichen Informationsnetzwerke arbeiten. Es sind drahtlose Funknetze, mit denen sowohl innerhalb von Städten Verbindungen aufgebaut, als auch Städte unter- und miteinander verbunden werden können – und zwar kostenlos! Dazu wird an funktechnisch sinnvollen Punkten eine Funkstation (Wireless Accesspoint) aufgestellt, über die der Empfang sowie die Weiterleitung von Informationen zwischen allen an das Netz angeschlossenen NutzerInnen erfolgt. Diese speziellen Accesspoints werden von den regionalen Freifunk-Gruppen mit einer angepassten Linuxversion (von Freifunk Berlin und anderen Gruppen rund um den Weltball beständig in Weiterentwicklung) bestückt und verbinden ein Haus oder auch ganze Strassen mit der restlichen Stadt. Die Geräte sind in der Lage, selbstständig zu erkennen, wo in ihrem Empfangsbereich andere Punkte liegen. Wie beim Internet sind beim Freifunk die Möglichkeiten im allgemeinen unerschöpflich und erstrecken sich über ein einfaches Angebot von Webinhalten über Streaming, Radio/Fernsehen, Telefonieren (VoIP), Filesharing etc.

In einigen Städten, so auch in Erfurt, gestattet das an sich kostenlose Freifunk-Netz Internetzugänge, für die teilweise an machen Punkten keine Kosten, an anderen Punkten wiederum Gebühren entstehen können.

Wie organisiert sich nun Freifunk? Das auf diese Art und Weise entstehende Netzwerk befindet sich im Besitz seiner NutzerInnen, lebt von dezentralen Strukturen und organisiert sich quasi selbst. Jede/r, der/die über einen Rechner mit WLAN-Karte verfügt, kann teil-

nehmen. Die Teilnahme aller ermöglicht ein sogenanntes »Routing Protokoll«, was zuerst für Linux entwickelt wurde und nun für andere Betriebssysteme (u.a. Windows und Mac OS X) vorliegt.

Seit Anfang des Jahres gibt es nun in Erfurt eine Freifunkgruppe, die ein freies, nicht kommerzielles und für jede/n offenes Informationsnetzwerk aufbaut. Vision ist es, Kommunikationsmedien zu demokratisieren und lokale Sozialstrukturen durch freie Netzwerke zu fördern. Die Erfurter Freifunk-Gruppe möchte daher ein freies Maschennetz aufbauen, das durch die Teilnahme der NutzerInnen im Sinne der Netzfreiheit vergrößert wird. NutzerInnen können über dieses Netz beispielsweise miteinander kommunizieren, das Internet von überall aus erreichen und eigene Informationen, z.B. in Form von Webseiten, Radios etc. der Gemeinschaft zur Verfügung stellen. Die Erfurter sind auf die

Unterstützung aller Interessierter angewiesen. Hierbei ist es völlig egal, ob man einfach nur das Netz nutzen möchte, um DSL-Kosten zu teilen, die lokalen Angebote in Anspruch nehmen oder am Aufbau des Netzwerkes technisch mitwirken will. Für diejenigen, die das Freifunknetz gerne nutzen, sich aber nicht mit dem technischen Inhalt auseinandersetzen möchten, steht das Angebot, sich um den jeweiligen Netzwerkananschluß zu kümmern.

Die Freifunkgruppe Erfurt trifft sich regelmäßig, und Interessierte sind zu den Treffen jederzeit herzlich willkommen. Hier habt Ihr die Gelegenheit, Antworten auf all Eure Fragen rund um das Freifunknetz zu erhalten.

KONTAKT: erfurt.freifunk.net (Webseite der Erfurter Freifunk Gruppe), www.freifunk.net (Webseite der Berliner Freifunk Gruppe, die gleichzeitig der Ausgangspunkt ist, um Gruppen in anderen Städten zu finden)

ANZEIGEN

Matrix beim Zahnarzt

Paul und Willi pflegen die Bewegungskunst und plappern wie der Pinguin Pingu. Als *Subcultura* sind sie dabei drunter und drüber und bieten Geräuschpantomime, die man sehen und hören muß.



Wathä boh tha wah!« sagt Paul mit traumhaft schönem »Tie-Ätsch«. Willi übersetzt: »Herzlich willkommen, heißt das.« »Nee, die Wände haben Ohren«, korrigiert Paul. Beide lachen. Diese komische Sprache, die ein wenig nach Bantu mit Zahnspange klingt, spricht sonst niemand. Sie ist ein Fantasieprodukt der beiden Bewegungskünstler. Paul und Willi haben sie 1997 erfunden, obwohl sie sie eigentlich nicht brauchten.

»Das ist ja Pantomime«, erklärt der eine, »Also ohne Reden!« Sofort ergänzt der andere. »Ja, aber dann kamen Uh und Ah dazu, und das hat sich immer mehr eingeschlichen.« So wurde aus ihrer Pantomime eben Geräuschpantomime mit sprachlichen Anleihen beim Kinderfernsehen. Pingu, der lustige Pinguin, dient als Vorbild. Paul meint, für viele Leute klingt diese Sprache nach Holländisch. Willi winkt ab: »Mein Vorbild sind eher die anderen Ausländer in Erfurt, besonders die mit Tie-Ätsch«.

Paul Schröder und Steffen Wilhelm lernten sich in der 9. Klasse am Evangelischen Ratsgymnasium Erfurt im Schultheaterclub kennen. Ein Lehrer wollte eine spezielle »Faust«-Version für Kinder inszenieren: den »Kidfaust«. Paul erinnert sich: »Ich war Meph, also Mephisto, und Willi war Kidfaust.« Willi zuckt mit den Schultern. »Ja, aber ich habe das nie begriffen.« Die Jungs missbrauchten die Proben, um herumzualbern und die an-

deren zum Lachen zu bringen. Im Fernsehen schnappten sie bei *RTL-Samstagsnacht* eine Pantomimen-Nummer von dem Kanadier Michel Courtemanche auf. Sie spielten sie nach, und das kam besser als der »Kidfaust« an. Zum Schulfest zeigten Paul und Willi 1997 einen ersten eigene Sketch – »was mit Fechten«. Sogar der Direktor prustete los. Die Chorleiterin war so begeistert, daß sie den Jungs Auftritte bei Familienfeiern verschaffte. Nun brauchten Paul und Willi nur noch einen Künstlernamen und fanden ihn in »Subcultura«.

»Naja, wir dachten, wir zwei sind

»Ich war Meph, also Mephisto, und Willi war Kidfaust.«

Subkultur und Superkultur, Unter- und Überkultur. Darum haben wir uns so genannt und auch noch das *Subcultura* eingebaut«, erklären sie gemeinsam. Paul verrät: »Ein bißchen steckt auch die Metal-Band *Sepultura* mit drin.«

Heute sind Paul und Willi 23 Jahre alt und haben aus ihrer Pantomime ein erfolgreiches Stundenprogramm entwickelt, das Matrix-Zeitlupen beim Zahnarzt (Neo würde vor Neid erblassen!), schnauzbärtige Meckerei in der Fahrschule und cooles Barkeeper-Getue in vierfacher Geschwindigkeit zeigt. Alles mit großer Gestik, extremer Mimik und

Pingu-Sprache. In Erfurt ist *Subcultura* stadtbekannt und wird gern weiterempfohlen. Die Besucher der pantomimischen Auftritte feiern Paul und Willi längst nicht nur in Thüringen.

Bis ins Fernsehen haben es die beiden schon geschafft. Zum Tag des Buches waren sie beim *KIKA* und improvisierten rund um ein aufgeschlagenes Buch. Ungefähr so: »Ist es ein Vogel – nee, fliegt nicht. Ah, es ist ein Hut – nee, hält nicht. Nanu, da sind ja Buchstaben drin ...« Die Kinder im Studio kringelten sich vor Lachen. Großes Fernsehen wäre Paul und Willi noch lieber. »Wir würden gern mal bei *NightWash* auftreten«, träumt Paul.

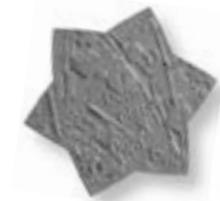
Bevor die quirligen Kerle von ihrer Kunst leben konnten, schlugen sie sich in verschiedenen Jobs durch. Vom DJ bis zum Beleuchter ist alles dabei. Am Jugendtheater *Die Schotte* haben sie in einigen Stücken mitgespielt und ihr Abendprogramm als *Subcultura* ausgeübt und uraufgeführt.

Im Herbst geht Paul ohne Willi auf die Schauspielschule »Ernst Busch« in Berlin. Aber getrennt sind die beiden dann nicht. »Wir werden telefonieren«, erklärt Willi nicht ganz ernst gemeint. Wie diese Gespräche dann ablaufen werden, kann man sich schon gut vorstellen: »Äh tho wa theiwewei?« – »Beh wa tou wevieh!«

André Kudernatsch

KONTAKT: www.paulundwilli.de

Die Nottinghamsche Sheriffin von Erfurt



Schutzgeld, Mafia-Clans, Strafzettel – die Neapolitanisierung Erfurts schreitet unaufhörlich voran

Die introvertiert-elektronische Band *Napoli Is Not Nepal* erklingt aus meinen kleinen Boxen. Ob sie recht haben? Eigentlich ist Neapel überall, inzwischen. Das sagen ältere Herren wie ich, zumindest: niemand kümmert sich mehr um Anstand, alle bescheißen alle, fröhlich und verbittert gleichzeitig. Alles wird schlechter.

Dieser äußerst fruchtbare Gedankengang wird von noch schrägeren Geräuschen unterbrochen. Ich bin keiner jener aufmerksamen Erfurter Musiker, die ihre Freizeit mit aus dem Fenster gucken verbringen (um ein Gefühl der Menschheit aufzunehmen, daß sie in ihren unheimlich textgefeilten Platten einfließen lassen), doch diesmal muß ich die Nase hinauschieben. Gut getan: sie wollen mein Auto abschleppen.

Die Treppen hinunter rennend frage ich mich warum: weder stehe ich im Parkverbot, noch habe ich mich mit der Mafia des Viertels überworfen. Im Gegenteil genoß ich bislang Narrenfreiheit, denn mein Wagen hat immer noch ein italienisches Kennzeichen. Nette Straßenpolizistinnen schicken Gewitter von Strafzetteln an meine italienische Adresse, wo keiner weiß, daß es Erfurt überhaupt gibt.

Ich bin mit meinem Kummer nicht allein. Dem Kneipier von nebenan soll auch sein Wertvollstes genommen werden. Er verflucht sämtliche Harley-Davidson-Fahrer, die je politische Verant-

wortung trugen. Über die Sexualität von Bullen fallen ungroßzügige Worte. Auch sein Auto ist eigentlich ganz ordentlich geparkt, doch der Schlepper, ein Herr Nowak* von der Firma Sowieso, scheint resoluter als der Abstiegselan des RWE zu sein. Er nörgelt, daß er nunmehr den Weg hinterlegt hat. Das Gesetz sieht nun mal vor, daß er niemals ohne Beute nach Hause kehren darf.

Aus der Ecke tauchen schüchtern zwei Straßenpolizisten, ein Mann und eine Frau, auf. Sie wirkt aber resoluter als Herr Nowak und hat sich damit in der Gegend den Spitznamen »Die Sheriffin von Nottingham« erarbeitet: Mit ihrer großzügigen Verteilung von Strafzetteln beklaut sie die Armen, um es den Reichen zurückzugeben. Die habe ich schon mal gesehen und grüße sie freundlich, denn in kleinen Städten tut man das so mit Mitmenschen, auch wenn sie eine Uniform tragen. Wir sind schließlich nicht in Neapel. Der Kneipier ist anderer Meinung: »Seid ihr ganz und gar verrückt geworden? Bezahle ich nicht genug Steuern?« Die Politesse, sichtlich betroffen, schiebt kaum auffällig ihren Kollegen nach vorne. Dieser stottert: »Hier dürfen ab heute keine Autos mehr eingeparkt werden ...«

»Woher soll ich das wissen?« donnert der Kneipier. Der Poliziotto weiß keine Antwort und ist wegen der Aufregung (und der Verlegenheit?) ganz rot im Gesicht. So ist das in kleinen Städten. Die

Beamten sind grundlegend lieb und es tut ihnen weh, Strafzettel zu verteilen. Die Politesse hat den Mut zu einer veröhnlichen Aussage gefunden: »Dann machen wir es eben so. Ihr bezahlt nur den Abschleppdienst, denn er ist nun mal da, und wir vergessen den Strafzettel.«

Herr Nowak kassiert über 60 Euro jeweils von mir und dem Kneipier. Gute Beute. Er hat natürlich keine Münzen bei sich und möchte den Rest behalten. Ich schüttele den Kopf: »Ich verachte ihre Arbeit zutiefst und möchte für ihre Leistung kein Trinkgeld geben.« Er schaut mich böse an. Doch die Polizistin eifert ihm bei: »Ich hab's, Schatz, das können wir später zu Hause regeln.« Sie bezahlt mein Restgeld aus. Den beiden Herren ist es offensichtlich so peinlich, daß sie lieber unter der Erde sein möchten ...

... oder doch nicht. Herr Nowak nimmt das Geld entgegen und reist pfeifend ab. Seine Frau (die Politesse) schiebt ihren Kollegen nach vorne. Die Banditen müssen die Einwohner der nächsten Straße berauben. Ich und der Kneipier sind sprachlos. Es gibt also in Erfurt zwei Mafia-Clans pro Viertel, die Schutzgeld verlangen. Das Leben unter der sozialdemokratischen Regierung wird immer teurer. Erfurt ist zwar nicht Neapel, doch die Neapolitanisierung schreitet unaufhörlich voran.

Paolo Fusi

* Name von der Redaktion geändert

Eobanus Hessus Schreib wettbewerb 2005

Am Wettbewerb können Bewerberinnen und Bewerber aus ganz Thüringen teilnehmen, die zwischen 15 und 35 Jahre alt sind und sich mit literarischen Projekten beschäftigen.

Es können Texte aller literarischen Genres eingesandt werden. Jede Einsendung kann nur ein Genre umfassen. Der Umfang für Prosatexte soll fünf Seiten (45 Zeilen à 75 Zeichen) bzw. für Lyrik drei Gedichte nicht überschreiten. Die Texte sollten in 6-facher Ausführung (ohne Namenskennzeichnung) eingesandt werden. Den Einsendungen bitte eine kurze Darstellung der Lebensdaten anfügen, aus der das Alter und die bisherigen literarischen Aktivitäten ersichtlich werden.

Einsendeschluss ist der 5. September 2005.

Die eingegangenen Texte werden von einer Jury durchgesehen und bewertet. Neben dem 1.-3. Preis (à 250,-/200,-/150,- EUR) wird aus den sechs nachplatzierten Texten am Abend der Preisverleihung vom Publikum der 4. Preis (150,- EUR) gewählt. Außerdem werden von der Jury sechs Förderpreise (Teilnahme an Autorenwerkstätten) für Schülerinnen und Schüler der Thüringer Regelschulen und Gymnasien der Klassenstufen 9 bis 12 vergeben. Die Preisverleihung findet am 27. Oktober 2005 im Rahmen des Projektes "Lebens[räume - Dialog der Generationen" in der Kunsthalle Erfurt statt.

Einsendungen bitte an:
Studentenzentrum Engelsburg, Stichwort:
Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb,
Allerheiligenstraße 20/21, 99084 Erfurt
oder: hessus@eburg.de

www.eburg.de
www.lebenstraume-dialog.de

Veranstalter: Studentenzentrum Engelsburg,
Thüringer Kultusministerium, Kulturdirektion Erfurt,
Universität Erfurt, Universitätsgesellschaft Erfurt

Unterstützt durch: Friedrich-Bödecker-Kreis in
Thüringen, Schreibschule Erfurt, NEPI für literarische
Stadt und Alltag

Ausstellungen

Unter dem Titel »Tanz um's goldene Kalb« stellt der Erfurter Maler und Grafiker *Andreas Jäckel* vom 25. Juni bis 27. Juli im Stadtgarten aus. Die Vernissage findet am Samstag, 25. Juni statt. | »Bilderwiege« – Fotografie und Installation heißt die Ausstellung von *Rosa Linke* und *Steffi Winkler*. Tief im Tal der Bilderlügen hält ein Baum den Bücherschatz umschlungen. In seinen Ästen sitzt eine Dame

und schaut den Blättern beim Wachsen zu. Die Blätter erzählen Geschichten, die ihren Ursprung in den ersten Sätzen der Bücher haben. Zuweilen wählt die Dame eines aus, um mit Vorübergehenden neue Geschichten zu weben. Die Ausstellung läuft vom 12. bis 20. Juli in der galerie infern*, Neuwerkstr. 29 (neben dem café togo). Die Vernissage findet am Dienstag, 12. Juli, 20 Uhr, statt.

Schreibkurse

Vom 1. bis 3. Juli findet wieder der »Basiskurs Kreatives Schreiben« der Schreibschule Erfurt statt; der darauf aufbauende Kurs »Literaturwerkstatt« dann vom 2. bis 4. September. Die Kurse werden von *Paulina Schulz* und *Sascha Pranschke* geleitet und finden im Förderinstitut Heureka, Marktstr. 14, in Erfurt statt. Anmeldung und weitere Infos unter www.schreibschule-erfurt.de oder telefonisch 0361 - 5 51 86 75.

schke geleitet und finden im Förderinstitut Heureka, Marktstr. 14, in Erfurt statt. Anmeldung und weitere Infos unter www.schreibschule-erfurt.de oder telefonisch 0361 - 5 51 86 75.

Gurkenheinz kommt

Endlich gibt's mal einen Abend gegen Volksmusik: Kudernatschs Kautsch klingt deutlich anders – trotz Star-gast. Volksmusikhamster *Achim Mentzel* reißt sich von seinen Spreewaldgurken los, um in Erfurt seine Image aufzubürsten. Achim wird krachen und roken – Gastgeber *Kudernatsch* hat ihn überredet, die Volksmusik hinter sich zu lassen. Ja, dies wird kein Abend gegen Rechts, gegen Links oder gegen eine Umgehungsstraße – dies wird ein Abend gegen Volksmusik. Böse Lieder trällert *Marco Tschirpke* am Klavier – etwa das vom Pflaumenbaum. Wenn

an dem kein Obst mehr hängt, will sich Marco selbst dran baumeln. Hoffentlich nicht zu früh ... Die Gruppe *Fourschlag* haut auf alles drauf, was klingt – und tritt sich sogar gegenseitig in den Hintern, um Rhythmus zu zaubern (»Percussion«). Junges Gemüse aus Weimar glättet die akustischen Wogen und rettet den schönen Abend durch schönen Gesang. *FeMALE* heißt das Quartett und ist auch so. Beides übrigens ...

Kudernatschs Kautsch am Donnerstag, 4. August 2005, 20 Uhr, Engelsburg-Hof.

Infos: www.kudi.de, www.eburg.de

Politischer Salon

Ölkrise, Wasserkonflikte, schwindende Ernährungssicherheit – die Botschaften von knappen Ressourcen häufen sich. Gleichzeitig wächst die Weltbevölkerung weiter, und immer mehr Nationen (wie etwa Indien oder China) fordern ihr unbestreitbares Recht auf Entwicklung ein. Im diesjährigen politischen Salon zum Aktionstages »Arena der Zukunft – Nachhaltigkeit (er)leben« der Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen wird das Buch »Fair Future« vorstellen. Es liefert eine Analyse der Konfliktlagen, er-

läutert die Hindernisse auf dem Weg zu einer zukunftsfähigen Weltgesellschaft, entwirft Perspektiven einer Politik der Ressourcengerechtigkeit und umreißt die wichtigsten Elemente einer globalen Umwelt- und Wirtschaftspolitik. An der Podiumsdiskussion nehmen teil: *Tilman Santarius* (Herausgeber »Fair Future«), *Elisabeth Bolda*, *Ron Hoffmann*, *Hannelore Moos*, Moderation: *Hanno Müller*. Dienstag, 5. Juli, 20 Uhr, Open-Air auf der Krämerbrücke (Schlechtwettervariante: Kleine Synagoge)

Lesungen

Sid Eisengurrer liest am 25. Juni im Erfurter Stadtgarten, Dalbergsweg 2a zur Vernissage der Ausstellung »Tanz um's goldene Kalb«. | *Wladimir Kamirner* kommt in die Stadt und bringt unter dem Motto »Ich mache mir Sorgen, Mama« am 29. Juni, 20 Uhr, im Centrum frische Texte mit. | Jeden ersten Mittwoch gibt's zukünftig im Stadtgarten Lesungen. Den Start macht am 6. Juli der MDR-Thüringen-Journal-Moderator *Steffen Quasebarth* mit eigener Kurzprosa (www.stadtgarten-erfurt.de). | Den Tschechischen Poetry-Slam-König *Jaromir Konecny* gibt's am Samstag, 9. Juli, zwischen 14 und 18 Uhr beim Aktionstag »Arena der Zukunft« auf dem Wenigemarkt zu erleben. | Am 21. Juli, 20 Uhr findet wieder die Erfurter Spätlese mit jungen Autor/innen und Musik im

Presseklub statt (Anmeldung und Infos: www.junge-medien-th.de). Im Rahmen der »Lesarten« liest der Erfurter Schauspieler *Reinhard Friedrich* am 22. Juli, 20 Uhr aus Patricia Highsmiths »Die gläserne Zelle« in der Festungsbäckerei, Petersberg 15. | In der gleichen Reihe liest *Peter Matheis* aus »Don Camillo und Peppone« von Giovanni Guareschi am 18. August, 20 Uhr im Pfarrsaal des Erfurter St. Wigbert, Regierungsstr. 74 (Infos: www.erfurter-literaturverein.de). | Der Bachmann-Preisträger *Franzobel* holt seine verschobene Lesung am 8. September im Kunsthause, Michaelisstraße nach. Jeden Montag gibt's den Plauderabend im Café DuckDich der Engelsburg: »Die Burg macht Geschichte(n) & Gedichte«. Alle Schreiber/innen sind herzlich eingeladen (www.eburg.de).

Erste Polnische Kurzfilmwoche

Vom 26. bis 28. Juni findet im café togo die erste polnische Kurzfilmwoche statt. 28 Kurzfilme an drei Tagen! Los geht's am Sonntag, 26. Juni mit der »Klassik der Animation«: Filme über Stierkämpfe, fliegende Menschen, naive Männer in Käfigen. 10 Filme mit einer Länge zwischen 8 und 15 Minuten machen ca. 100 Minuten Animationsgenuss. Weiter geht's am Tag darauf mit der zweiten Vorführung »Klassik des Dokumentarfilms«,

u.a. mit den Filmen »Arbeitende Frauen«, »Sprechende Köpfe« und »Geburt eines Schiffes« – Titel, die 145 tolle Minuten versprechen. Schließlich der Dienstag, 28. Juni die dritte Vorführung: »Der Dokumentarfilm heute« – Hier solltet Ihr fünf Stunden Zeit und Sitzfleisch mitbringen. Dafür bekommt Ihr acht kurze Dok-Filme aus den letzten drei Jahren geboten. Beginn ist jeweils 19 Uhr, Neuwerkstr. 29, Erfurt.



DOMPLATZ 4 99084 ERFURT
TELEFON 0361.2622658
EMAIL INFO@KAFFEE-H.DE
WWW.KAFFEE-H.DE

Eure Veranstaltungstermine für Oktober und November bitte bis 2. September an:

heft@kulturrausch.net



© ULF SALZMANN '05

Meuchelmord an Spargel



Das Schöne am angehenden Sommer ist, daß das Angebot an leckeren Dingen auf dem Wochenmarkt an Reichhaltigkeit zunimmt und zu Kocheskapaden auffordert. Junge Kohlrabis wollen da zerstückelt und verzehrt werden, Rhabarber und Zucchini, Schalotten und Porree warten darauf, ihrer Bestimmung zugeführt zu werden, und im Beet vorm Balkon und in Pöten sprießen Rauke, Thymian, Basilikum, Rosmarin und Schnittlauch, die für die nötige dramatische Musik beim Abgang eines Huhns, eines Schweinefilets oder eines Salats und anderem sorgen. Königin der Jahreszeit ist jedoch selbstverständlich der Spargel, der kulinarisch das Ende der kalten Jahreszeit besiegelt und als Wegbegleiter auf dem letzten Gang einer blauen Forelle ebenso taugt wie als Schicksalsgefährte der Spinatnudel.

Die reichhaltige Spargelangebot ist leider auch Gelegenheit, einen tiefen Blick in die Verwüstungen von Kultur, Geschmack und Geist zu werfen, die, so scheint es, das Land längst flächendeckend und fest im Griff haben. Denn griffbereit neben den Spargelkörben stehen die Paletten mit den Tetra-Paks, eine schleimige, rotzfarbene Substanz von eitriger Konsistenz enthaltend, die dem Kunden, der sich dabei rein gar nichts mehr denkt, unter anderem als sogenannte »Sauce Hollandaise« angeboten wird. Die Tetra-Pak-Soße ist das kulinarische Pendant zum Unterschichten-Fernsehen: aus Bequemlichkeit wird es geschluckt, bis die Geschmacksrezeptoren in den kollektiven Freitod getrieben sind und gegen das ihnen Dargebotene nicht mehr protestieren können. Dann reibt man sich im Hause Nestlé und anderen Zentren der Nahrungsmit-

telfälscher die Hände darüber, daß der Konsument das Zeug reinwürgt, weil er anderes schon gar nicht mehr kennt, nicht weiß, wie es schmeckt; auch keine Vorstellung mehr davon hat, wie es hergestellt wird, und überhaupt der Meinung ist, daß das außerhalb der Chemiefabrik gar nicht geht. Statt dessen sieht er, wie tagtäglich die Knorrfamilie in Verzückung darüber gerät, was sie sich nach dem Aufreißen der Packungen in ihrer Kochnische des Grauens so zusammenbrodeln.

Was sich in anderer Leute Küche abspielt, kann mir zum Glück schnuppe sein. Doch leider färbt es in den öffentlichen Raum ab.

Was sich in anderer Leute Küche abspielt, kann mir zum Glück schnuppe sein. Doch leider färbt es in den öffentlichen Raum ab. »Wozu sich die Mühe machen«, denkt sich das gemeine Wirtstier, »wo doch der Kunde auch mit einer Tütensuppe von Maggi zufrieden ist?«, schlägt den Prospekt von Metro auf und findet sogleich alles, was der Tütenkoch in der merkwürdigerweise immer noch so genannten Küche braucht. »Spargelzeit – Das gehört dazu«, lernt er da über die entsprechenden Produkte von Thomy, Knorr und Co. Warum auch nicht? Seine Gäste kennen ohnehin nichts anderes mehr und freuen sich sogar, daß dank der Glutamatpampe der Mampf so schmeckt, wie sie es von Zuhause gewohnt sind und somit keinen Anlaß für Irritationen bietet. Und daß die Speisekarte so umfangreich ist und alles so schön schnell geht! Und manch andere Spezialität aus der Wunderwelt der

Nahrungsmittelsurrogate hält der Grosist in gastronomietauglichen Gebindegrößen bereit: zum Beispiel vorgekochte Kartoffeln aus der Plastiktüte, die dann nur noch in der Mikrowelle heißgemacht werden müssen – wie praktisch!

Das ungefilterte Entsetzen ergriff mich, als ich im Fernsehen einen Bericht sah, wie ein ehewilliges und fußballbegeistertes Pärchen »auf Schalke« heiratete und sich in der Stadiongaststätte ein Hochzeitsmahl bereiten ließ. Dabei lugte die Kamera dem angeblichen Koch über die Schulter, der bezeichnenderweise gar nichts dabei fand, dabei beobachtet zu werden, wie er eine Gemüseplatte zubereitete: er zog einen Tetra-Pak mit dem uringelben Glibber hervor, riß ihn auf und verteilte die vermeintliche Soße – blutsch blutsch blutsch! – großzügig über Erbsen, Karotten und Blumenkohl. Auch wenn man von einer Fußballkneipe nichts anderes erwarten kann, und es sich mit Sicherheit bloß um Dosen Gemüse handelte – aber nicht mal solchem wünscht man solches –, erschreckend ist allemal, daß eine derartige Gemüeschändung offenbar als die normale Behandlung angesehen wird. Grund genug, sind in der Gastronomie als Ganzes mit aller verfügbaren Skepsis an den Tisch zu setzen, sofern man nicht das Glück hat, ein Wirtshaus des Vertrauens zu kennen, wo das Kochen als ehrbare Handwerkskunst betrieben wird.

Spargel mit Flüssigkunststoff zu meucheln, ist unbedingt und überall von übel. Mehr noch: es ist gemein, arglistig, böse! Allen Spargelschändern wünsche ich Sodbrennen und Flatulenzen für und für!

Ralf Rudolffy



Der böse Wolf, ein Doppelter und die Floskeln der Hoffnung

Kaum am Erfurter Hauptbahnhof angekommen, fängt es auch schon an zu regnen. Leider besitze ich zur Zeit keinen Regenschirm. Vor kurzem hat sich dieser Schirm auf meiner alltäglichen Zugfahrt entschlossen, im Abteil zu bleiben. Wahrscheinlich ist er nach Halle gefahren. Ich habe seither nichts mehr von ihm gehört. Wenn ich mal pünktlich Schluß machen würde, käme ich vielleicht nicht so klatschnaß in meiner Feierabendkneipe an. Noch im Reingehen winke ich der Kellnerin und mir wird ein frisch Gezapftes an meinen Platz gestellt. Ansonsten sind die Stammplätze am Tresen leer. Ungläubig trinke ich einen großen Schluck. Die Zigaretten in meiner Jacke sind trocken geblieben. Mit einer Serviette versuche ich, mir die Haare zu trocknen, ohne rechten Erfolg damit zu haben. Ich zünde mir eine an.

»Wo sind die nur alle abgeblieben«, frage ich.

»Dein Freund Frank hat Hausverbot und die anderen sind wahrscheinlich deshalb auch nicht gekommen«, antwortet Doreen, die Dame hinter dem Tresen. Es muß einiges vorgefallen sein, nachdem ich mich gestern Abend verabschiedet habe. Irgendwie scheint es besser zu sein, nicht weiter nachzuhaken. Nur gut, daß niemand von mir erwartet, ebenfalls zu Hause zu bleiben. Sippenhaft ist momentan in Erfurt ein heikles und viel diskutiertes Thema.

»Sippenhaft ist doch Schwachsinn«, meint Doreen.

»Hat es alles schon gegeben«, raune ich sie an. Das geht ganz schnell und dann müssen alle für einen Idioten gerade stehen, ob der nun Frank heißt oder nicht. Und wenn du dich auch noch beschwerst, trinkst du ganz schnell eine Etage tiefer oder gleich im Keller dein Bier. Schade nur, daß ich gerade heute diesen Idioten gebrauchen könnte. Ich bin so richtig in Form und dann fehlen hier alle guten Leute. Egal, denke ich, dann mußt du da halt alleine durch. Noch während ich den Rest des Glases leere, hebe ich meinen Finger in die Luft und schon steht ein weiteres Pils vor mir. Ich lächle. Schön, wenn man seine Laufwege kennt.

»Na dann, das wird schon wieder«, kommt es mir von der Seite entgegen. Ich drehe leicht meinen Kopf und schaue in ein breites Grinsen. Ich meine so ein Grinsen, bei dem du sofort weißt, es geht um Rot-Weiß. Mein Stimmungsbaremeter fällt automatisch.

»Was wird schon wieder?« frage ich.

»Du spülst wohl deinen Frust runter«, kommt prompt die Antwort. Und noch immer hat er dieses blöde Grinsen drauf.

»Nee, laß mal, ich interessiere mich gar nicht für Fußball«, versuche ich ihn abzuwimmeln.

»Und der Button an deiner Jacke?«

»Das ist kein Button, das ist eine Na-

del«, und das erste Mal stehe ich kurz vor einem Platzverweis in einem Heimspiel. Glücklicherweise kommt Doreen dazwischen und fragt mich, ob ich denn noch ein Pils trinken wolle. Also lasse ich den Typen erst mal links liegen. Ignoranz kann in solchen Momenten eine Tugend sein. Aus den Augenwinkeln sehe ich ihn zum Tisch sechs gehen und seinen Kollegen irgend etwas zuflüstern. Solche Typen: zu Hause essen die nur Schneekoppe mit Frischmilch, das Hemd ist aus Hanf und der Rest ihrer Habe ist mit Wolfstatzen übersät. In Karikaturen heißen die meistens Ludger und fahren gern nach Nepal. Wenn die von Fußball reden, dann kämpft der Hebestreit stets mit seinem Über-Ich und die Vereinsführung ist in dem Willen zur Macht derart gefangen, daß er jedes Bemühen lähmt, den Fußball zu einem Sport des Friedens zu machen. Immerhin kann ich jetzt wieder lächeln. Mein Hoch muß ich irgendwie nutzen und ein paar Punkte einfahren. Vielleicht auf dem Weg zur Toilette. Schön am Tisch sechs vorbei, und mit einem plazierten Ding in Führung gehen. Die Taktik muß allerdings wohl überlegt sein. Ein Konter ist das letzte, was du brauchen kannst. Als erstes denkst du natürlich immer: vorbeigehen, eine reinhauen und aus die Maus. Aber dann sitzt du wie Frank draußen auf der Bank. Und Gewinnergeschichten sind hier selten geworden. Nein, das muß man anders

angehen, in etwa so was wie: Nietzsche war eine Zeissratte und Sokrates war ein Halmafanz. Das Dumme ist nur, daß du bei solchen Typen gleich ein Gespräch an der Backe hast, und eigentlich schiffen mußt. Das wirkt immer unsicher. Machst du es nach dem Pissen, sieht es so aus, als hättest du dir auf dem Klo die ganze Zeit das Sprüchlein zu-rechtgelegt, und der Spontanangriff ist hinüber.

Ich zünde mir eine Zigarette an und bestelle schön sichtbar einen Doppelten. Aggressiv in die Zweikämpfe, das kommt immer gut, denke ich. Zehn Minuten später stehe ich auf und gehe wortlos.

Auf dem Heimweg schiffe ich an einen Bauzaun. Ignoranz kann eine Tugend sein. Die Karte für das Sonntagsspiel habe ich bereits in meiner Jackentasche. Durch den Regen ist sie ein wenig zerknittert und die Spielpaarung verwaschen. Grund genug das Bügeleisen mal wieder rauszukramen. Noch ist nichts verloren, die Hoffnung stirbt zuletzt. Wenn schon, ich geh trotzdem noch hin, auch wenn es dir mal scheiße geht und ähnliches, lalle ich vor mich hin. An der Haustür habe ich einige Probleme mit dem Öffnen der Tür. Vielleicht gibt's ja mal eine Schlüsselhilfe, so ein Ding mit Licht, von Rot-Weiß Erfurt. Meine Schuhe stehen wie immer auf dem Abtreter, während die Tür ins Schloß fällt.

Stefan Werner

Slapstick in Moskau

Boris Akunins »Fandorin«-Romane sind allesamt empfehlenswert

Seit 2001 bringt uns der Aufbau Verlag gut durch die Jahre, denn alle sechs Monate kann man sich auf eine deutsche Übersetzung aus der Fandorin-Reihe vom russischen Autor und Philologen Boris Akunin freuen.

Erast Fandorin, der stilvolle, weltgewandte Lebemensch und schlaue Nimmertod geht darin im zaristischen Rußland des späten 19. Jahrhunderts diversen Spezialaufträgen nach, ermittelt in spektakulären Mordserien, bringt Nihilisten zur Strecke und rettet nicht nur einmal seine korrupten Vorgesetzten vom Moskauer Generalgouvernement vor einem Skandal. Ganz nebenbei macht er über die Jahre durch sein außergewöhnliches Talent eine steile Karriere und steht damit ganz in der Tradition seiner Vorfahren.

Denn gerade erschien mit »Die Bibliothek des Zaren« ein Roman, der die Fandorin-Reihe wie ein Sandwich umschließt und die Familiengeschichte erhellt. Hauptakteure sind hier zum einen Cornelius von Dorn, Urvater des Geschlechts der Fandorins, ein Söldner aus dem Württembergischen, den es im 17. Jahrhundert nach Rußland verschlägt. Und zum anderen der erfolglose englische Historiker Nicholas Fandorin, ein Nachkomme, der sich ebenfalls, allerdings in der heutigen Zeit, auf den Weg nach Rußland macht, um ein Familiengeheimnis zu lüften. Dabei handelt es sich um die Entschlüsselung von Cornelius' Testament, in dem

Hinweise auf den Ort der berühmten, aber verschollenen Bibliothek von Zar Iwan dem Schrecklichen enthalten sind. Leider interessiert sich nicht nur Nicholas für die unschätzbare wertvolle Bibliothek, sondern auch ein nicht geringer Teil der Moskauer Halbwelt. Und so entwickelt sich ein rasant-humorvoller und zu jeder Zeit hochdramatischer Wettstreit mit überraschenden Wendungen und literarischen Slapstickeinlagen, die sich gewaschen haben.

Ganz in der Tradition der großen russischen Erzähler gelingt es Boris Akunin, nicht nur ein scharfsinniges Bild vom gegenwärtigen (und vergangenen) Rußland zu skizzieren, sondern auch noch einen tollen Kriminalroman zu schreiben. Allein wegen der zwei parallelen Erzählstränge, die einander stets kommentieren und die Handlung verdichten, ist die Lektüre empfehlenswert. Daß der Autor den Leser dabei des öfteren mit einer unschuldigen Mine auf die falsche Fährte lockt, um dann mit einem breiten Grinsen hinter ihm zu stehen, macht den Lesegenuß vollkommen.

Übrigens, den Freunden des 19. Jahrhunderts sei der neue, inzwischen achte Roman aus der Fandorin-Reihe, »Der Magier von Moskau«, ans Herz gelegt.

Jörg Berglinger

Boris Akunin: Die Bibliothek des Zaren. Ein Nicholas-Fandorin-Roman, Goldmann Verlag München 2005, 380 S., 8.95 EUR

Besser poppen als knoppen

Seit der Abwicklung der DDR wird von den »Siegern der Geschichte« selbige systematisch umgedeutet und zerklüftet

Während ich noch über diesen Artikel nachdachte, eröffnete im Erfurter Stadtmuseum in der Johannesstraße eine bemerkenswerte Ausstellung. Wider dem, was ihr Titel – »Die Russen kommen!« – erwarten läßt, kommt sie recht undogmatisch daher und beschreibt die Geschichte der 8. Gardarmee in Thüringen von 1945 bis zum Abzug 1994.

Die Ausstellung, die noch bis zum 3. Oktober zu sehen sein wird, ist weitgehend frei von Ideologie und hält sich an

»Inzwischen weiß der brave Deutsche mehr über Hitlers Frauen, Hunde oder Darmbeschwerden, als über sich selbst.«

die historisch belegbaren Tatsachen. Sie dokumentiert anstatt zu kommentieren. Vielleicht ist auch das ein Grund, warum sich die Eröffnung immer wieder verzögerte und das Bundesverteidigungsministerium die Ausstellung gleich gänzlich boykottierte. Es lohnt sich also, sich das mal anzuschauen.

Stellt diese Ausstellung doch eine löbliche Ausnahme dar. Zu zahlreich sind die Versuche in den letzten 15 Jahren, die Geschichte, insbesondere die des Zweiten Weltkrieges, umzudeuten oder zu zerklüffern. Eine Speerspitze bildet hierbei der sogenannte »ZDF-Chefhistoriker« Guido Knopp.

Wenngleich Knopp als Historiker nicht ernst genommen werden kann, ist seine Wirkung und das von ihm verbreitete Geschichtsbild in der breiten Öffentlichkeit nicht zu unterschätzen. Denn wer kennt sie nicht, die »Hitlers Helfer«, die »Hitlers Frauen« oder den »Sturm«. Knopp ist dabei bei weitem nicht der

einzigste Geschichtsklüffler, aber wohl der prominenteste. Nicht erst seit dem Zusammenbruch des sowjetischen Machtblocks bedienen sich Knopp und andere dabei mehrerer Strategien, von denen drei hier kurz dargestellt werden sollen.

Hitler als Alleintäter

Diese Strategie erfreut sich bereits seit dem Kriegsende 1945 großer Beliebtheit und ist in der Denktradition der alten BRD fest verwurzelt. Seit 1990 wird nun versucht, auch den Bürgern der ehemaligen DDR den rechten Blick auf die Geschichte beizubiegen. Hitler erscheint hier stets als Einzeltäter, als paranoider Choleriker, der quasi im Alleingang den Zweiten Weltkrieg angefangen, durchgeführt und letztlich auch verloren hat. Er ist Ursache, Anlaß und Wirkung zugleich und bis auf ein paar wenige Helfer, haben alle anderen nichts oder viel zu spät etwas gewußt. Daß Hitler aus seinen Ansichten und Vorhaben nie einen Hehl machte, und er seiner revan-chistischen und aggressiven Vorstellungen wegen, seit den 1920er Jahren von den reaktionären politischen und wirtschaftlichen Eliten der Weimarer Republik ganz gezielt gefördert wurde, wird konsequent verschwiegen.

Damit einhergehend ist eine erschreckende Normalisierung der Person Hitlers zu verzeichnen, also »Hitler, menschlich gesehen« (Bernd Begemann). Inzwischen weiß der brave Deutsche mehr über Hitlers Frauen, Hunde oder Darmbeschwerden, als über sich selbst. Hitler gehört zur Familie und – wie unlängst ein Freund so treffend bemerkte – man sieht ihn inzwischen öfter als den Nachbarn. So entsteht ein neue Art von Hitler-Kult und der »Führer« ist auf dem besten Wege zum ganz normalen Promi. Auf diese Art und Weise wird sozusagen

der mediale Schlußstrich unter die Geschichte gezogen.

Relativierung der NS-Verbrechen

An den Schlußstrich schließen sich nahtlos die zahlreichen Bemühungen um die Relativierung der NS-Verbrechen an. Das traut man sich so richtig allerdings erst seit dem Zusammenbruch des »sozialistischen Lagers«. Die Taktik ist auch hier genau so einfach wie perfide. Gebetsmühlenartig wird das von den Deutschen erlittene Leid, völlig aus dem historischen Zusammenhang gerissen, dargestellt. In Endlosschleife werden uns die bombardierten deutschen Städte oder die Trecks der »Vertriebenen« aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten vor Augen geführt. In der Regel kommen dabei Frauen zu Wort, die tränenreich und äußerst plastisch die erlittene Vergewaltigung schildern dürfen. Daß diese Frauen hier ein zweites Mal mißbraucht werden ist wohl nur wenigen bewußt. Abgesehen davon, handelt es sich hierbei um gefühlte Geschichte, die nichts weiter aussagt, als daß diese Menschen etwas furchtbares erlebt haben.

Historisch sind Vergewaltigungen durch die Rote Armee als Massenphänomen nicht belegbar. Zudem fehlt in diesen Darstellungen für gewöhnlich jeglicher Hinweis auf den kausalen Zusammenhang. So wird sich still und leise aus der eigenen Verantwortung für die Geschichte gestohlen. Dieser Krieg ging von deutschem Boden aus und kehrte schließlich auf deutschen Boden zurück. Konzentriert wird sich vor allem auf das Leid der deutschen Zivilbevölkerung beim Einmarsch der Roten Armee. Unterm Strich wird da versucht, den Eindruck eines Nullsummenspiels zu erzeugen. Sozusagen: Ja, ja, das war schlimm, was wir in Rußland gemacht haben, aber die Russen waren ja

auch nicht besser. Auch der grüne Außenminister Joseph Fischer entblödete sich 1999 nicht, in dieses Horn zu blasen und die NS-Verbrechen zu relativieren. So fühlte er sich im Zusammenhang mit den Zuständen im ehemaligen Jugoslawien genötigt, davor zu warnen, daß Auschwitz sich nicht wiederholen dürfe. So als ob auf dem Balkan etwas vergleichbares geschehe, wie in Polen unter deutscher Besatzung. Letztlich erscheint unter diesem Aspekt auch die überaus große Empörung gegenüber der Äußerung eines NPD-Abgeordneten im sächsischen Landtag im Februar dieses Jahres in einem anderen Licht. Wenn dieser von »Bomben-Holocaust« spricht, dann spricht er eben nur das aus, was inzwischen längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist.

Diffamierung der Roten Armee

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Relativierung der NS-Verbrechen steht die Diffamierung der Rolle der Roten Armee. Zum einen wird versucht, ihren historischen Beitrag bei der Befreiung der Völker Europas von der Nazi-Barbarei kleinzureden. Das zeigte sich besonders deutlich anläßlich der Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Landung in der Normandie, der bereits 2004 gefeiert wurde. Just an diesem Tag lief im ZDF eine Diskussion (»Der An-

fang vom Ende«) unter der Leitung Guido Knopps, bei welcher nicht nur durch den Titel der Eindruck erweckt wurde, daß die Befreiung Europas erst durch die Landung der Amerikaner und Briten in der Normandie eingeleitet wurde. Das war dann selbst dem stramm rechts-konservativen Geschichtsdeuter Arnulf Baring zuviel und er konnte sich eine Bemerkung über die kriegsentscheidenden Schlachten vor Moskau, in Stalingrad und bei Kursk nicht verkneifen. Zum anderen wird die Rote Armee systematisch in eine Täterrolle hineingedrängt. Im Gegensatz zu den Soldaten der westlichen Alliierten, erscheint die Rote Armee nicht als eine Armee der Befreier, sondern als eine Armee der Besatzer. Nun kann niemand ernsthaft bestreiten wollen, daß es beim Einmarsch der Roten Armee nicht zu Ausfällen gegenüber der Zivilbevölkerung gekommen ist. Im Neusprech werden solche Erscheinungen des Krieges übrigens gerne als Kollateralschäden bezeichnet. Individuell, also für die oder den Einzelne(n) ist das natürlich immer tragisch, aber menschlich betrachtet – und das mag zynisch klingen – sind die Reaktionen einzelner Rotarmisten durchaus nachvollziehbar. Und darin liegt, wenn man so will, eben die Tragik der deutschen Opfer: Ihnen muß ein Stück Verantwortung für die unfassbaren Verbrechen, die auf sowjetischem Boden begangen wurden, angerechnet werden.

Wie bereits angedeutet, wird ideologisch genau unterschieden, zwischen dem Einmarsch im Westen und dem im Osten. Hier der kaugummikauende, swingmusikhörende GI, als Schokolade verteilender Befreier, da der rachsüchtige Rotarmist, als anstürmender Besatzer. Mit diesem Stereotyp vom russischen Soldaten befindet sich die moderne deutsche Geschichtsschreibung ganz in der Tradition der NS-Propaganda. Das zeigt sich bereits bei der Wortwahl. »Der Sturm – das Kriegsende im Osten« heißt beispielsweise eine unlängst von Knopp herausgegebene Publikation (das Pendant nennt sich übrigens »Die Befreiung – das Kriegsende im Westen«). Hier nähert sich die Knopp'sche Rhetorik der Goebbels'schen bis auf we-

nige Nuancen. Rief letzterer doch in seiner Rede im Berliner Sportpalast am 18.02.1943 die »deutsche Volksgemeinschaft« dazu auf, sich dem »Ansturm der Steppe« zu erwehren. Das einem Historiker diese Nähe nicht bewußt ist, ist eher unwahrscheinlich.

Fazit

Weitere Punkte könnten genannt werden, so zum Beispiel die Entsorgung des kommunistischen und sozialdemokratischen Widerstandes. Statt dessen wird sich auf den Widerstand aus dem bürgerlichen bzw. aristokratisch-militaristischen Lager – im besonderen Stauffenberg – konzentriert, ohne die Beweggründe zu hinterfragen. Bei der Clique der ostelbischen Junker um Stauffenberg würde sich das sicher lohnen. Aber das soll an dieser Stelle genügen. Festzustellen bleibt: Trotz gegensätzlicher Behauptungen bleibt die Flucht vor der eigenen Vergangenheit und die Leugnung der Verantwortung für die Geschichte in der BRD gesellschaftlich anerkannter Mainstream. Daran ändert auch die Flut von Dokumentationen nichts. Während in den ersten Jahrzehnten der BRD die NS-Geschichte totgeschwiegen wurde, so wird sie seit den letzten 15 Jahren umgedeutet bzw. in ihre Einzelteile zerlegt. Dies zeigt sich gerade beim Umgang mit der Person Hitlers und der NS-Verbrechen. Die Diffamierung der Roten Armee als eine Armee der Täter und das Herunterspielen ihres immensen Beitrags bei der Befreiung Europas, haben ihre Wurzel zudem nicht zuletzt im stets gepflegten aggressiven Anti-Kommunismus der Alt- und jetzt Gesamt-BRD. Damit verbunden ist natürlich auch eine allgemeine mystische Angst vor dem Kommunismus. Zudem ist mit dieser Art von Geschichtsklüffler wohl die Hoffnung verbunden, nicht nur die Rote Armee und die Sowjetunion (wo Kritik durchaus angebracht ist), sondern auch die Idee einer nicht-kapitalistischen Gesellschaftsordnung als solche zu diffamieren. Möglicherweise haben da aber die Herren die Rechnung ohne die Geschichte gemacht.

Alexander Platz



Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

An alle Alg-II- Empfänger:

Sie sind

männlich, Deutscher, 18-49 Jahre?

Sie sind arbeitslos, frustriert, aggressiv und kompromisslos?

Sie arbeiten gern am Menschen sowie an der frischen Luft?

Sie können mit Stöcken umgehen, sind technisch interessiert und wollt schon immer einmal größere Fahrzeuge (z.B. Wasserwerfer) bedienen?

Dann sind Sie bei uns richtig.

Wir bieten

attraktive 1-Euro-Jobs bei Ventil e.V. inclusive einer Ausbildung in diversen Kampfsportarten. Sie erwarten abwechslungsreiche Einsatzgebiete, ein Super Team, Kameradschaft und Spaß.

Bei Interesse wenden Sie sich bitte an Ihre ARGE bzw. Ihren Sozialarbeiter oder direkt an uns (bitte mit aussagekräftigem Foto).

**Ventil e.V.,
Schlachthofstraße 33a,
990815 Erfurt**

Auszug aus der Satzung:

... aufgrund des immer größeren Bedarfs an mobilen Kräften in Erfurt und Umgebung, z. B. bei Demonstrationen, Fußballspielen oder der Terrorbekämpfung. Als gemeinnütziger Verein verstehen wir uns als eine zuverlässige und bedingungslose Unterstützung des Innenministeriums und seiner Organe....Wir stehen für kompromissloses Auftreten gegenüber "Unruhestiftern" auch mit körperlicher Gewalt, um unseren Rechtsstaat zu sichern.... Grundlage ist die Therapieform des chinesischen Verhaltensforschers Prof. Dr. Hao Tsu, gewaltbereite und frustrierte Menschen durch gezielten Aggressionsabbau gesellschaftlich zu integrieren...



Schlage nicht erst deine Frau - gehe zum "Ventil e.V."

Geldwaschen für Anfänger

Hast Du ein Einkommen, daß jährlich knapp an 10.000 Euro vorbeigeht? Bist Du vielleicht Hartz-IV-Empfänger, 1-Euro-Jobber, allgemein Unterdrückter, Untertan, Sklave, passiver Spießler, Asylbewerber? Möchtest Du nebenbei eine kleine Aktivität ausüben, wagst es aber nicht, weil das Finanzamt Dir sofort auf die Schliche kommen würde? Wir haben die Lösung, um Dein Leben zu verändern.

Sagen wir, daß Du monatlich in der Lage bist, neben dem, was Du nicht verheimlichen kannst, 400 Euro zu verdienen, dank einer Ich-AG, einer GbR oder was auch immer. Du kannst das Geld nicht auf Dein Konto einzahlen lassen, denn das ist allzu gefährlich. Inzwischen gibt es Beamte, die auch wegen 10 Euro die Polizei verständigen. Also wendest Du Dich an eine Treuhandgesellschaft aus Panama (www.icalaw.com oder www.mmg-panazur.com) oder an www.offshoreinfo.com und meldest ein Set-Up an. Was das ist? Du bekommst für 800 Euro eine Firma, die Dir gehört, die aber in Panama, auf den Jungferninseln, auf den Cayman Inseln oder auf Neuseeland ist – und den deutschen Behörden für immer undurchdringlich bleiben wird.

Du kannst es auch telefonisch organisieren, denn die *Icaza* hat Büros in Luxemburg, *Mmg-Panazur* in Zürich und *Offshoreinfo* ist weltweit verstreut. Es gibt also alles auch auf deutsch beschrieben und besprochen. Sie beschaffen Dir zum Beispiel eine Firma in Auckland oder in Vanuatu. Positive Wirkung: Du hast zwar kein Geld, um an die Ostsee zu fahren, doch Deine niedliche kleine Offshoregesellschaft wacht jeden Morgen an einem Strand voller Palmen auf, nur wenige Meter vom Pazifik entfernt. Binnen drei Wochen kriegst Du (im Preis inbegriffen) ein neues Konto (mit 800 Euro Dispokredit) und eine Kreditkarte. Dein Geld läßt Du auf jenes Konto einzahlen (gegen eine echte Quittung jener ausländisch-exotischen Gesellschaft) oder Du nimmst es bar entgegen und wendest Dich an die nächste

Erfurter Bank, die mit Deiner ausländisch-exotischen Treuhand in Verbindung steht (keine Bange, die Treuhänder werden Dir sämtliche Anweisungen auf deutsch schicken). Die ganze Sache ist idiotensicher.

Hast Du Angst? Wovor? Vor der Polizei? Ich bitte Dich: Über 80 Prozent der deutschen (und ostdeutschen) Politiker machen das seit eh und je, und niemand

Deine Millionen-Rente ist auch ohne Beihilfe von Jörg Pilawa gesichert. Das Erstaunen und das Faulenzen werden siegen.

hat es bislang ernsthaft wahrgenommen. Und wenn es alle tun, dann ist es unmöglich, alle zu bespitzeln. Oder hast Du Angst, daß die ausländischen Exoten Dich beklauen? Schlimmer als die sozialdemokratische Regierung und deren wahrscheinliche Nachfolger kann es auf keinen Fall kommen. Doch die Erfahrung sagt: Aufrichtige Ganoven sind weitaus ehrlicher, höflicher, erklärungs-lustiger und effizienter als Regierungen, Landtage, Stadträte und sonstige Beamtenkacke. Darüber hinaus gehörst Du auch zum Club der Ganoven, dann kannst Du sie auch beschießen – mit Deinem Dispokredit. Sie (die Treuhänder) verlieren dabei aber nicht wirklich Geld, denn sie hatten die 800 sowieso von Anfang an im Kasten. Und wenn Du Deinen Dispo ausschöpfst und ihn nicht wieder füllst, dann behalten sie die Firma für weitere Zwecke.

Welche? Noch ein Vorteil dieser Unternehmenseart: Solche Treuhänder (und vor allem die mit ihnen verbundenen Großbanken, mit dabei natürlich die Deutsche ...) benutzen des öfteren solche (Deine) Konti, um Gelder des organisierten Verbrechens zu waschen. So kannst Du gerechterweise innerhalb einiger Jahre frohlockend erzählen, daß Du Geschäfte mit der Familie Bush, mit Osama bin Laden, mit dem Clan von Totò Riina, mit den Grauen Wölfen aus Kurdistan, mit dem russischen Clan Chernoy und/oder mit albanischen Frauenhändlern gemacht hast. Es kann auch immer wieder mal vorkommen, daß auf Deinem Konto für kurze Zeit ein paar Dutzend Millionen Euro stationiert werden (Waffen, Drogen, Schmiergelder für Politiker, Finanzierung von Terroranschlägen), die dann weiter zu neuen Abenteuer auf Reise gehen. Dir bleiben die schönen Erinnerungen, ein Kontoauszug und ein paar Groschen Zinsen, die Dir die Bank für die gewährte Dienstleistung am Jahresende zahlt.

Angela Merkel und ihr Hannoveraner Wegweiser werden Dich nicht mehr als ostdeutsche Nichtsnutze bezeichnen können. Denn Du, Hartz-IV-Empfänger, wirst nun die Wirtschaft genauso beschießen, wie sie es auch tun. Deshalb ist die Sache so dümmlich einfach und unverboden, denn es muß sogar für CSU-Basisaktivisten, Grüne, Gewerkschaftler und Westerwellen verständlich bleiben.

Was passiert aber, wenn sie Dich erwischen? Möllemann ist ohne geöffneten Fallschirm aus einem Flugzeug gesprungen, Helmut Kohl mußte den

Thron abgeben. Sei schlauer: Dank der Anweisungen von www.offshoreinfo.com kannst Du Bürger von Kongo, Costa Rica, Paraguay, der Dominikanischen Republik oder sonst wem werden. Uruguay stellt Dir für 40.000 Euro einen Diplomatenpaß zur Verfügung, womit Dir keiner was tun darf. Hast Du die 40.000 noch nicht? Abgesehen davon, daß Du die Gelder von der KfW (Kreditbank für Wiederaufbau), von der Anne Lindh Stiftung oder vielleicht von Deiner Sparkasse zugeschossen bekommen könntest (wie das geht, das erklären wir beim nächsten Mal), gibt es noch eine weitere (extreme) Möglichkeit.

In Erfurt sind mindestens drei Finanzgruppen tätig, die in der Lage sind, Dir die Summe zur Verfügung zu stellen. Sie arbeiten mit denselben Finanzpartnern wie Du: Arbeitsamt, Finanzamt, im Landtag vertretene Parteien, albanische, russische und italienische Mafia, deutsche Großbanken. Du kriegst den Paß und dazu einen Job im Sklaven-, Waffen-, Drogen-, Döner- oder Pizahandel. Aufschwung Ost. Und diese Leute lassen sich nicht von Sozialdemo-

kraten ausplündern oder von Christdemokraten herumferkeln.

Ein fiktives Beispiel. Nehmen wir an, Du hast in drei Jahren 12.000 Euro auf die Insel geschafft (30 mal 400 Euro). Dafür bekommst Du eine Bankgarantie im Wert von 120.000 Euro (so funktioniert die Finanzwelt). Damit mietest Du die Eigentumsrechte auf eine uruguayische Briefkastenfirma. Dann gründest Du eine GbR in Erfurt, lädst Ruge, Althaus und noch ein paar andere lustige Zeitgenossen zu einem prächtigen Essen ein. Du gibst später, bei einem Drink zu verstehen, daß eine der Computer(de)generierten tussigen Kellnerinnen jenes Lokals für die Nacht zu haben wäre, was die adlige Gesellschaft höflich aber bestimmt ablehnen würde. Dann bietest Du der Stadt an, in einem neugebauten Viertel ein teures Hotel und ein Spielcasino zu errichten, womit Du hunderte von Arbeitsplätzen schaffen würdest.

Dann würdest Du den Beamten Deine Tricks erzählen und Deine Beratung anbieten, was sie höflich aber bestimmt ablehnen werden. Sie würden aber an

Dich glauben, Dir eine teure Miete zahlen, Fördergelder in Millionenhöhe locker machen ...

... dann mußt Du schnell wie der Wind sein. Du mußt mit dem Geld abhauen, Deinen Kredit bei der Ganovenbank zurückzahlen, bei der Erfurter Gesellschaft eine Marionette hinterlassen, die sich sogar unter falschen Namen eingetragen hat, und dann ab auf die Malediven oder wohin auch immer der Teufel Dich mitnimmt: Deine Millionen-Rente ist auch ohne Beihilfe von Jörg Pilawa gesichert. Und Du hast das System gefickt. Denn das System ist überhaupt nicht in der Lage, Deine Spur zu verfolgen und Dich zu bestrafen. Das Erstauen und das Faulenzen werden siegen.

Braucht ihr mich zur persönlichen Beratung? Ich kann leider zur Zeit nicht. Ich habe mich auch nach Vanuatu abgesetzt, habe meine kleine süße Offshoregesellschaft aufgelöst und lebe nun mal selbst am bezaubernden Strand unter Palmen. Aloha!

Die Güte Üte



Godot-Fotos: Erfurter Literaturgruppe »Satz 7«

Einladung zum 1. Sozialforum in Deutschland

Für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Natur

Vom 21. bis 24. Juli 2005 findet in Erfurt das 1. Sozialforum in Deutschland statt, das für alle Interessierten die Möglichkeit bietet, sich zu treffen, über die neoliberale Globalisierung und ihre Auswirkungen zu informieren, zu diskutieren, mit Gleichgesinnten zu vernetzen, zusammen Aktionen zu planen und umzusetzen. Neben inhaltlichen Veranstaltungen (Seminare, Workshops, Werkstätten, Podiumsdiskussionen, Konferenzen) zu den Themen *Arbeitswelt und Menschenwürde, Globalisierung und die Rolle Deutschlands in der Welt, Menschenrechte und politische Teilhabe, Eine lebenswerte Welt – anders leben* bietet das Sozialforum auch eine Plattform für Kultur-, Kampagnen- und Aktionsveranstaltungen.

Teilnehmende Gruppen und Personen

Bereits jetzt sind über 200 Initiativen und Organisationen am Prozeß und der Ausgestaltung beteiligt. Unter ihnen sind SeniorInnengruppen, Friedensinitiativen, Gewerkschaften, globalisierungskritische Gruppen und Organisationen, Umweltvereine, freie Mediengruppen, Jugendverbände, Kirchen, einzelne Projekte und Bürgerinitiativen, Zeitungsredaktionen sowie Einzelpersonen. JedeR Interessierte kann einen eigenen Beitrag leisten – durch kreative Ideen für

Workshops, kulturelle Veranstaltungen aller Art (von Flash Mobs, über Literatur, Musik, Theater bis zu Kunst-Happenings) – oder eben durch Teilnahme am Forum. Außerdem gibt es ein Sozialforum von unten (www.sozialforum-von-unten.de.vu), das als offener Raum angelegt ist, sowie einen FrauenRaum.

Ablauf

Für den Donnerstagabend 18 Uhr ist eine Open-Air-Eröffnungsveranstaltung unter dem Titel »Für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Natur« auf dem Domplatz geplant. In den kommenden Tagen finden zwischen 9 und 19 Uhr Seminare, Workshops und Konferenzen in den verschiedenen Gebäuden, aber auch auf Plätzen der Stadt statt. Am Samstag ist ein Sternmarsch zur Demo auf dem Domplatz (14:30 Uhr) geplant. Am Sonntagvormittag wird eine Versammlung sozialer Bewegungen stattfinden. In der Zeit des Sozialforums soll es eine Sozialforumszeitung geben.

Kontroversen

Immer wieder aufkeimende Diskussionen während des Vorbereitungsprozesses sind die um die Offenheit bzw. Hierarchisierung des Sozialforums. Die Gestaltung von Seminaren obliegt natürlich denen, die Angebote machen. Die herrschaftsfreie Umsetzung ist zwar Konsens, führt(e) aber häufig

zu Zwiespälten, besonders bezüglich der Podiumsdiskussionen, wo einige ausgewiesene Experten zu viel sprechen. Der Prozeß der Sozialforen ist an sich schon nicht leicht, weil häufig viele Ansichten aufeinander prallen. Was nicht schlecht sein muß! Denn eben diese Vielfalt zeichnet ein Sozialforum aus.



Anmeldung und weitere Information unter www.sozialforum2005.de.

Spendenabzugsfähiges Konto: Friedens- und Zukunftswerkstatt, Kto. 2000 81 292, Frankfurter Sparkasse 1822, BLZ 500 502 01, Verwendungszweck: »Sozialforum 2005«. Falls Spendenquittung gewünscht bitte dies ebenfalls beim Verwendungszweck vermerken (*Wichtiger Hinweis:* Bei Einzahlungen/Überweisungen bis zu 50 EUR wird der Einzahlungsbeleg/Kontoauszug als Spendenquittung vom Finanzamt anerkannt).



Tränengas im Fanhaus

Ein Saisonrückblick auf unseren liebsten Fußballclub

Die Liebe zu einem Club, der immer das tut, was man von ihm gerade nicht erwartet – das ist die Liebe zum FC Rot-Weiß Erfurt. Nach zwölf Jahren zurück in Liga zwei schaffte es der RWE in knapp zehn Monaten, seinem schwer verdienten Ruf als Chaos-Club mehr als gerecht zu werden. Hier passiert, was woanders nie passieren würde.

Dabei hatte alles so gut begonnen: Nach dem euphorischen Aufstieg vor zwanzigtausend Zuschauern gegen Saarbrücken, starteten die Rot-Weißen in der »stärksten zweiten Liga aller Zeiten« (DSF) furios. Nach vier Spieltagen noch ungeschlagen und Platz acht. »Diese Mannschaft steigt nicht ab!« sagten wir uns und waren in unserem Optimismus ebenfalls ungeschlagen. Der weitere Saisonverlauf belehrte uns eines Besseren, denn unser Team bewegte sich fortan mal oberhalb, mal unterhalb jener Demarkationslinie in der Tabelle, die Verbleib oder Verderb kennzeichnet. Zuerst zu wenig Tore – die Abwehr stand; dann zu viele Gegentore – die Abwehr schwamm, das eine oder andere Mal auch Pech, aber insgesamt wohl zu wenig für die zweite Liga.

Ansonsten aber gab es jede Menge Unterhaltsames zwischen den Spieltagen. Abgesehen vom traditionellen Finanzchaos sorgte auch die organisatorische Konfusion für ausgezeichneten Gesprächsstoff: etwa die Verzögerung bei der Bestellung von Online-/Dauerkarten oder die bis zum Frühling währende Toilettennot in der Stehplatzkurve. Den vorläufigen Höhepunkt bildete allerdings die Provinzposse, die sich Claus »ich wollte doch nur helfen« Reitmeier

und das Erfurter Publikum über Wochen mit freundlicher Unterstützung des DSF lieferten. Was haben wir geschimpft – was haben wir gelacht!

Dann die Trennung von René Müller, das Verletzungspech unserer Offensivabteilung, die schönsten Eigentore der Liga, der Antrag der Rot-Weißen auf Aussetzung der Abstiegsregel nach dem Hoyzer-Skandal. Und schließlich, zweifellos der absolute Höhepunkt: Senad Tiganjs sogenanntes Doping-Vergehen und die damit verbundene Sperre sowie der Punktabzug durch die Herren vom DFB. Was wir mit berechtigter Fassungslosigkeit hinnehmen mußten, be-

»Komm Henry, 's is vorbei, fertsch!«

deutete den Knockout für unser Team. Die danach durch eben diese Herren aus Frankfurt/M. initiierte Diskussion um die Rettung des Ost-Fußballs konnte gestrost als zynisches Nachtreten gewertet werden. Leider ohne Konsequenzen für den DFB. Und so war der Abstieg unaufhaltsam und irgendwie auch folgerichtig. Es war wieder diese Mischung aus Pech, Provinzialismus und Größenwahn, die den FC Rot-Weiß ausmachen. Aber dafür lieben wir diesen Club, auch wenn's manchmal weh tut.

Und ein paar schöne Spiele gab's dann aber auch noch: Saarbrücken, Karlsruhe, Köln, Dresden, Trier oder Unterhaching (urgh!) – all das war toll und wir fieberten wie elektrisiert jedem Wochenende entgegen. Und es kamen durchschnittlich fast Zwölftausend ins Steigerwaldstadion – ein Schnitt, den Rot-Weiß zuletzt vor zwanzig Jahren zu seligen

Oberligazeiten hatte und mit dem der Club im oberen Drittel der zweiten Liga rangiert. Zu den Auswärtsspielen begleiteten durchschnittlich fünf- bis sechshundert Fans ihre Mannschaft. An der Unterstützung der Anhänger kann es also nicht gelegen haben.

Selbst im letzten Heimspiel gegen Köln, als der Abstieg endgültig besiegelt wurde, feierte das fast ausverkaufte Stadion seine Mannschaft mit Laola und allem Pipapo. Das Leiden hatte nun ein Ende und wir hatten genug Zeit, uns darauf vorzubereiten. Wir waren ruhig, fast gelassen, freuten uns schon aufs Thüringenderby und St. Pauli – einzig der mögliche Fall in die Oberliga machte uns zu schaffen.

Der Thüringer Polizei hingegen ging es nach dem Spiel wohl etwas zu gelassen und friedlich zu: Ein paar kleinen Rangeleien vor dem Stadion genüigten, um das Fanhaus zu stürmen und mit einer Tränengas-Attacke die letzten friedlichen Fans nach draußen zu treiben. Nun hatten wenigstens die Tränen in den Augen und Wut im Bauch, wie es sich für ein ordentliches Abstiegsspiel gehört. Auch diese Aktion paßte irgendwie ins Bild.

Aber es wird weitergehen. Im August werden wir wieder oben im Stadion stehen – ob gegen Essen oder Eilenburg – in guter wie in schlechter Zeit. Oder, wie ein erfahrener Anhänger nach dem letzten Heimspiel zu unserem Stürmer Henry Onwuzuruike im schönsten Erfurter Dialekt tröstend sagte: »Komm Henry, 's is vorbei, fertsch!« – Schön, daß das Leben manchmal so einfach sein kann.

Daniel Tanner





Fotos: Sven Gatter »Erfurt–Köln, 15. Mai 2005«



BEGIERDEN

gut also
gebt mir ein
unendliches / unvergessenes / ersehntes / erträumtes
etwas
und geht –
damit ich es in ruhe
zerrupfen / zertreten / zerstören
kann
und dann
werde ich mich ins wasser legen
und vergessen

Paulina Schulz

DIE GELBSUCHT  **Von Jana Rabisch**

Wenn Sucht von Suchen kommt – was suchen wir oder besser gesagt, wonach suchen wir? Wer sucht, vermißt etwas. Sei es Liebe,

• • •

Ich werde wach von einem vagen Gefühl auf der Haut, als wäre eine Schlange an mir entlanggekrochen. Ich öffne die Augen, widerwillig, unsicher.

Er kniet neben mir auf dem Bett. Sein heller Blick ruht ernst und still auf mir. So still, daß ich nicht imstande bin, zu sprechen, zu protestieren, ihn wegzuschicken. Die Kühnheit seines Tuns läßt mich verstummen, ich liege ruhig da und atme, versuche, wieder in meine Haut hineinzufinden. Vergebens.

Er hat sich meiner Haut bemächtigt. Erst jetzt sehe ich, daß er einen feinen Pinsel in seiner schmalen Hand hält. Ich spüre etwas Feuchtes auf meinem Schenkel. Er hat Muster auf meine Haut gemalt, sie schlängeln sich wie Efeu über meine Beine, zarte schwarze Linien, die sich zu bewegen scheinen.

Er kann noch nicht lange hier sein, die Farbe ist noch feucht, glänzt im fahlen Morgenlicht.

Ich drehe mich vom Bauch auf die Seite, vorsichtig, um die Linien nicht zu verschmieren. Ich stehe auf, gehe barfuß über den kühlen Fußboden, in Richtung des Spiegels, der in der Ecke steht. Ich sehe das Licht, das durch die halb zugezogenen Jalousien den Raum durchschneidet, feine vibrierende Streifen. Ich stehe vor dem Spiegel, die Sonnenstreifen legen sich über meine Haut.

Im Hintergrund seine regungslose helle Gestalt – er hat sich auf das Bett gesetzt, sitzt still da, schweigt, den Kopf schräg gelegt beobachtet er mich, während ich ihn beobachte. Ich lasse ihm Zeit, sein Werk zu betrachten, das Gemälde auf der Leinwand meiner Haut.

Er hat mich gezeichnet, hat alles, was er über mich weiß, auf meine Haut gemalt – die wirren floralen Ornamente auf meine Beine, dann die Hüften hoch; die klaren zarten Striche über dem Gitter der Rippen; die großflächigen durchbrochenen Formen wie Flügel auf dem Rücken; doch ich bin wach geworden, bevor er fertig werden konnte.

Ich laufe vorsichtig über das helle Holz des Fußbodens zurück zum Bett, der Staub flirrt in der Luft, es ist so still, so

Von Lula Wolf

still. Die Sonnenstreifen werden von den weißen Wänden zurückgeworfen, legen sich über die cremefarbene Bettdecke, leuchten in seinen aschernen Haaren auf, seine Haut erscheint durchsichtig. Ich nähere mich ihm, beobachte die bläulichen Linien seiner Adern und Venen, die unter seiner Haut pulsieren. Er ist so wunderschön, wie er nackt in dem weichen Licht des Morgens sitzt, schweigend, klar. Ist es diese Klarheit, die mich ihn so sehr begehren läßt, seine helle, leuchtende Haut? Diese Unschuld, die keine ist, mag er auch so ruhig blicken wie ein kleines Kind, mit seinen transparenten Augen. Denn ich weiß, was sich hinter seinem Blick verbirgt.

Ich kniee mich neben ihn, berühre sein Gesicht, fahre mit dem Zeigefinger die feinen Linien seiner Wangenknochen nach, dann über die schmale Nase; er zuckt leicht, als ich meine Fingerspitzen auf seinen kleinen Mund lege.

Ich will ihn nicht küssen, nein. Ich streichele über seine Augenlider, drücke leicht darauf, damit er sie geschlossen hält. Ich lege die Hand auf seine Schulter, bedeute ihm, sich hinzulegen. Er läßt sich langsam auf die weiße Decke sinken. Er ist so fragil, so schön, und so unerträglich fern von mir; auch, wenn ich seine Haut berühre. Er atmet unmerklich, seine zerbrechlichen Rippenbögen bewegen sich kaum.

Ich betrachte meinen Körper, meine Haut, sein Werk, das er erschaffen hat, während ich schlief. Hätte ich es ihm erlaubt, mich zu der Seinen zu machen, wenn er gefragt hätte? Doch er hat nicht gefragt. Er hat sich genommen, was ihm doch schon so lange gehört hatte.

Mein Fuß stößt plötzlich gegen etwas Hartes. Ich beuge mich hinunter; es ist der Tuschekasten, der kleine Pinsel liegt daneben, ich hebe ihn auf, tauche ihn in die Farbe.

Dann beuge ich mich über seinen Körper und schreibe, schreibe das, was ich ihm nie werde sagen können. ☒

• • •

Geborgenheit, sein Portmonaie, Glück, Wärme, die Sonne, den Süden – und überhaupt. GELB strahlt Wärme und Optimismus aus und bewirkt positive geistige Energien in uns. Sind wir also – kurzum gesagt – GELB-süchtig? Alles, was warm ist, zieht uns an – oder aus,

Drei ungerade

Von Clara Ehrenwerth

Er hieß Weißfuß. Wie schwarz und Bein, sagte er immer, seine Zähne wurden nach hinten hin gelber; Weißi, sagten seine Freunde, sein Vorname war zu lang und gewöhnlich: Alexander.

Alex! – Lexy! – Al!

All das wollten sie ihm nicht hinterher rufen: Er war beinahe einsneunzig groß, sein Kopf-Innenleben war beliebt und liebenswert, seine Freundin war schwanger. Irgendwie schon sehr lange, aber noch mal doppelt so lang. Er und sie entwickelten eine neue Lieblingsbeschäftigung: Vornamen suchen – nicht finden. Das Kind war ungewollt, sie wußten noch nicht mal das Geschlecht des runden Bauches der Freundin, Katharina und Kevin schlossen sie zumindest nicht prinzipiell aus, ich war überrascht. Dreißig Namen, beschlossen sie Anfang Dezember im Café endlich, noch vier oder fünf Monate, begriff ich; dreißig Namen auf dreißig Zetteln, für jeden Tag im April einen. Sie kann es sich dann selbst aussuchen, sagte sie, wir lesen ihr jeden Morgen beim Frühstück einen Namen von einem Zettel vor; ja, er kann es sich dann selbst aussuchen, sagte er, wenn und wann und als was er kommt.

Es war Winter im Café; vor der Fensterwand, in der Welt der bedrohlich leuchtenden Standuhr, war Weihnachten; das Licht, das vom Fenster hereinschien, fiel in unsere Milchkaffeetassen, später in Rotweingläser. Manchmal pusteten wir zum Spaß hinein und sahen den ertrinkenden Strahlen beim Purzelbaumschlagen zu. Wir hatten jeden Abend schreckli-

che Angst, hinauszugehen, weil wir fürchteten, die Lichter könnten sich an uns rächen, wenn sie uns einmal erfaßt hätten. Wir verteilten uns dennoch, notgedrungen zwar, aber notwendigerweise, auf unsere Sechzehn-Wände-Apartments: Zwei Zimmer, Küche, Bad.

An seinem Kleiderständer hingen zwei gelbe Ostfriesenregenmäntel, einen größeren für ihn und einen kleineren für seine Einsfundsechzig-Freundin, und einmal, einmal, als seine Freundin zum Ultraschall gegangen war, durfte ich den Kleineren anziehen. Wir mußten zur Post, um ein Paket für unsere Großmütter aufzugeben, die sich im Altersheim »Zur Rose« seit Jahrzehnten ein Zimmer teilten. Wem sonst hätten wir unsere selbstgetöpften Engel und Aschenbecher in Süddeutsche-Zeitungspapier einschlagen sollen, an wen sonst hätten wir denken können?

Es war windig, stürmisch; wir suchten nach Adjektiven, die die Situation besser beschrieben hätten, blieben fundlos und beregnet und durchnäßt, waren gelb und ein wenig blau, an den Fingern, um die Nase. Als seine Freundin schwanger wurde, hatte er angefangen zu rauchen, hatte ich aufgehört zu essen, wir vertrugen uns gut. Zurück nahmen wir den Bus, er setzte sich seine olivgrüne Schiebermütze ab, ich zog noch vor dem Hinsetzen den gelben Regenmantel aus. Wir waren im falschen Bus, ich bemerkte es nach zwei Stationen, sagte nichts, er bemerkte es sicher irgendwann auch, sagte nichts, dann sagten wir: Oh. Falscher Bus. Wir fuhren zu mir, aus Versehen.

Oben angekommen zog er mich aus, sich untenherum. Wir waren nicht laut, ich hörte zwei- oder dreimal den Wecker neben dem Küchentisch ticken, der Tisch quietschte ab und zu ein wenig, es roch nach dem Kuchen, der noch im Herd war. Nicht für mich, nicht für ihn, für seine Freundin vielleicht oder das Kind, für Weihnachten und einen auffälligen Geruch in der Wohnung. Wir hatten keine Musik, davor nicht, danach nicht; wir waren schutzlos, neben meinen Lenden stand die Brotschneidemaschine. Es war unheimlich riskant, natürlich durften wir es nicht, natürlich. Kurz bevor ich hätte kommen können, knurrte mein Magen dermaßen, daß ich ihn übertönen mußte und übertrumpfen wollte – ich sog betont Luft ein, laut, wie man es eben so machte.

Du mußt Hunger haben, schlußfolgerte er beim Reißverschlußzumachen dennoch. Neinnein, es geht schon.

Du hast Kuchen?

Ich hasse Kuchen.

Ich meine: Du hast Kuchen gebacken?

Ja.

Essen wir ein Stück.

Neinnein, es –

Na los.

Er aß. Ein Stück. Sagte hmmm, gutes Rezept und daß er das haben wolle, jetzt, wo er bald eine Familie zu versorgen habe.

Dann aß ich. Ein Stück. Zwei Stück.

Wunderte mich, daß es so einfach ging nach all den Wochen und die Krümel nicht an meinem trockenen Gaumen hängen blieben, nur ein paar in den Zähnen.

Nachdem er weg war, erbrach ich fünf Stück Kuchen und sagte, um mich zu beruhigen: Jetzt also Bulimie.

Das Kind wurde am siebzehnten April geboren. Ein Mädchen. Zettel siebzehn hatte er beim Frühstück in den spannungsgeladenen Bauch seiner Freundin vorgelesen, er immer die ungeraden, sie immer die geraden Zahlen, immer abwechselnd. Er hat sie geküßt nach der Geburt, erst sie und dann das Kind, ein Mädchen, eine sie. Auf dem Zettel stand mein Name. Sie hatten währenddessen Musik, und davor, und danach, die Matthäus-Passion von Bach, es war kurz vor Ostern. Darf man Musik gut finden, wenn man dem Text nicht glaubt, fragte er irgendwann, wenn der Text scheiße ist und nicht paßt, aber uns die Töne liegen? Wir hatten keine Götter. Wir hatten keine Vorsorge. Wir hatten keine Zukunft. Eine Hausgeburt, auf dem Zettel stand mein Name, sie wollten gerade baden gehen, Wärme dehnt aus, da kam der Kopf. Auf dem Zettel stand mein Name: Alexandra.

Alex! – Lexy! – Al! hatten sie mich früher gerufen.

Warum nicht Weißi, wie ihn? Wo ich doch auch Weißfuß heiße.

Alex! – Lexy! – Al! wird vielleicht auch meine Nichte gerufen werden: Alexandra Weißfuß, wie ich. ☒



je nachdem. HYPER-GELB: Betrachtet Du einen schwarzen Punkt auf gelbem Grund, fixierst ihn – hypnotisch – circa 60 Sekunden lang mit dem Auge, guckst dann auf einen schwarzen Punkt mit weißem Grund – so erscheint alles auf einmal

violettblau ... Nein, das ist keine Farbrausch-Droge, sondern ein ganz natürlicher Prozeß. GELB braucht als Ergänzungsfarbe Violett. Unser Auge sucht also die Gegenfarbe, genaugenommen die »Nachbildfarbe«. Übrigens ist GELB die hellste Farbe. Und damit wird sie oft

Faust 23

Von Christoph Steier

Das Jahr 1923 machte Deutschland fertig – nicht speziell zum Nazismus, aber zu jedem phantastischen Abenteuer. [...] Damals entstand das, was ihm heute seinen Wahnsinnszug gibt: die kalte Tollheit, die hochfahrend hemmungslose, blinde Entschlossenheit zum Unmöglichen [...] Offenbar liegen Erlebnisse dieser Art jenseits der Grenze dessen, was Völker ohne seelischen Schaden durchmachen können.

Sebastian Haffner

Die erste Billion ist immer die schwerste. Malkowski stöhnte, griff mit beiden Händen in den Haufen, bekam einige Bündel zu fassen und schob sie ins Feuer. Einige Billionen später würden die Kacheln sich erwärmt haben, und Trude und die Kinder könnten wenigstens im Warmen einschlafen.

Der Bottroper Winter war früh dran in diesem Jahr. Schon Ende Oktober war der erste Frost gekommen und hatte die unterernährten Menschen vollkommen unvorbereitet getroffen. Die Stimmung war schlecht. Wenigsten war Cuno weg. Das Schwein mit seinem Falschgeld hatte sie erst richtig rein geritten. Immer schön Scheinchen für die Streikenden, dabei waren die schon lange nichts mehr wert. Aber Stresemann hatte auch noch nicht viel bewegt. Gut, sie konnten wieder auf Schicht, der Ruhrkampf war beendet. Aber was nützte das, wenn am Abend nur wertloses Papier dabei raus sprang, für das man nichts kaufen konnte und das kaum eine Sekunde lang wärmte? Neuerdings war in den Zeitungen immer wieder von der »Rentenmark« die Rede, als wäre das die Rettung. Malkowski hatte zuviel Geld kommen und gehen sehen, um noch Hoffnung in die neuen Scheine zu setzen.

Schon war die erste Fuhre verpufft. Malkowski ächzte. Die Narbe am Oberarm schmerzte noch immer. Der Krieg war lange vorbei, der Schmerz rumorte weiter. Auch die Hoffnung war lange vorbei. Das bittere Gefühl, als er gestern die letzten Zeitungen aus dem längst verwaisten Kohlenkeller geholt und die hochtrabenden Schlagzeilen von 1915 gelesen hatte, für die sie alle singend in die Gräben gezogen waren. Helfferich, der Teufel sollte ihn holen, wahrscheinlich war er längst in Amerika und saß in der Sonne – *Wenn Gott uns den Sieg verleiht und damit die Möglichkeit, den Frieden nach unseren Bedürfnissen zu gestalten, dann wollen und dürfen wir neben allem anderen auch die Kostenfrage nicht vergessen; (lebhaft*

Zustimmung) das sind wir der Zukunft unseres Volkes schuldig. (»Sehr wahr!«-Rufe) Die ganze künftige Lebenshaltung unseres Volkes muß von der ungeheuren Bürde entlastet werden, die der Krieg anwachsen läßt. (weitere »Sehr wahr!«-Rufe) Das Bleigewicht der Milliarden haben die Anstifter diese Krieges verdient; (»Sehr richtig!«-Rufe) sie mögen es durch die Jahrzehnte schleppen, nicht wir. (»Sehr gut!«-Rufe)

»Sehr gut, sehr gut«, brummte Malkowski und schippte weiteres Geld ins Feuer. Hatte Helfferich ja bekommen, was er wollte. Das Bleigewicht der Milliarden gab es längst nicht mehr. Das Geld war federleicht geworden, allein heute Abend waren für die paar Stichflammen fast fünf Billionen draufgegangen. Malkowski befeuchtete den Zeigefinger und befühlte die grünen Kacheln. Die Wärme ließ sich Zeit. Und fürstlich bezahlen. Draußen fiel wieder Schnee. Malkowski seufzte und schlug den Kopf an die kalten Fliesen.

Wie lange würde es dauern, bis selbst das Papier mehr wert wäre als Geld? Was würden sie dann ausgeben? Hundescheiße, oder Nüsse aus dem Wald? Lange konnte es nicht mehr dauern. Dabei hatten sie schon früher mit jedem Erdbeben das Ende erwartet. 1920: Die Mark ist nur noch ein Zehntel des Dollars wert. Aufschrei, »Sehr wahr!«-Rufe im Volk für die Dolchstoßlegende. Juli 1923: Wieder eine Null mehr. Gerade mal einen Dollar für hundert Mark, das Ende ist nah. Oktober 1922: Noch eine Null. Dann Kanzler Cuno und sein scheiß Ruhrkampf. Resultat: Die nächste Null. Anfang dieses Monats dann, November 1923: 4 Billionen.

Malkowski war nur froh gewesen, als die Nullen nicht mehr gedruckt wurden. Die paar Buchstaben taten nicht weh, und jeder behielt leicht den Überblick. Unschlüssig fuhr Malkowski mit den Fingern über das staubige Regal. Außer den paar dünnen Reclam-Bändchen, die nur kurz brannten, war längst alles verfeuert. Der Atlas, die ge-

sammelten Reden Bismarcks, der Tolstoi, den Tante Gusta aus dem Leseclub organisiert hatte – alle Bücher, deren fester Einband einen Moment Wärme versprach, waren verschwunden. Malkowski griff wahllos in die fahlen Bändchen. Thomas Mann, *Der kleine Herr Friedemann*. Das waren noch Luxusproblemchen ... War der Band nicht just in dem Jahr erschienen, als Reclam den Preis von zwanzig auf fünfundzwanzig Pfennige – Pfennige: Malkowski ließ sich das lange nicht gehörte Wort zwischen den Lippen zergehen und fühlte fast den rostigen Kupfer der Münze – heraufgesetzt hatte? Wütende Proteste allerorten. In Berlin, so jedenfalls hatten die *Bottroper Nachrichten* berichtet, waren gar die erst 1914 eingeführten Reclamautomaten angezündet und auf die Gleise geworfen worden. Pfennige.

Malkowski sah aus dem Fenster. Das Schneetreiben war dichter geworden. In den Fenstern des gegenüberliegenden Blocks flackerte dünnes Licht. Was die wohl verheizten? Endlich hatten sich die Fliesen ein wenig erwärmt. Malkowski holte Frau und Kinder aus der Küche, die schon vollkommen ausgekühlt war. Er selbst zog die dicken Stiefel an, wickelte sich in den derben, längst zu groß gewordenen Mantel, stopfte sich ein Dutzend Scheine in die Taschen und stapfte hinaus in den Schnee.

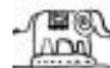
Bis zum Bahnhof war es nicht weit. Die Automaten wurden schon lange nicht mehr befüllt, wie hätten sie auch das allwöchentlich wechselnde Geld erkennen sollen? Doch der Müller in der Halle war noch geöffnet. Die Zeitungen waren dünn geworden, und Malkowski verspürte wenig Lust, die neuen Lügen über Dawes und der Rentenmark zu lesen. Fahrig blätterte er in einigen Illustrierten herum, bis sein Blick auf einen Stapel farbloser Reclamhefte fiel, die lieblos aufeinandergeschichtet in einer Ecke des Verkaufsräumens lagerten. Obenauf lag der *Faust*. Malkowski konnte sich kaum noch an die Schule

erinnern, nur eine unbestimmt flackernde Erregung beim Lesen des Klassikers war ihm im Gedächtnis geblieben. *Sonderangebot: 350 Milliarden pro Stück*. Malkowski kramte verwundert einige Scheine aus der Tasche. Billionen. Verwundert, ob am Ende vielleicht doch etwas dran wäre an all dem Gerede von Dawes und der Rentenmark, griff er das Bändchen, nahm ihm Vorbeigehen noch den *Anzeiger* mit – der kostete 1 Billion – legte zwei Billionen auf den Tresen, murmelte »stimmt so« und ging zufrieden nach Hause. Die zwei Scheine hätten keine Sekunde lang gewärmt, und jetzt hatte er Lesestoff für mindestens zwei durchfrorene Nächte. Von nun an ginge es bergauf.

Es ging nicht bergauf, auch wenn die Sache mit Dawes und der Rentenmark tatsächlich funktionierte. Im Nachhinein war der *Faust*, vom Gegenwert der kurzen Wärme her gerechnet, dennoch das beste Geschäft in Malkowskis langem Leben. Das Bändchen erwies sich als erstaunlich widerstandsfähig, überlebte die harten Bottroper Winter der folgenden Jahre, den erneuten Gang in die Gräben, die nächste Währung, den Groll der Söhne und schließlich den feuchten Keller in Wanne-Eikel, als 1969 der Regen nicht mehr aufhören wollte.

Diese letzte Probe hatte dem schmalen Heft allerdings so zugesetzt, daß Malkowski, als er im Spätsommer 1970 mit seinem kaum einjährigen Urenkel in der Hammer Innenstadt unterwegs war und in der Auslage bei Bergsdorf diese schmucken neuen, leuchtend gelben Reclamheftchen entdeckte, nicht lange zögerte, den *Faust* griff, eine Mark zehn bezahlte, zuhause in den Keller ging, das alte, vom Regen gewellte Bändchen griff und es noch am selben Abend, als der Kamin schon fast herunter gebrannt war, genüsslich verfeuerte. ☒

assoziiert mit Sonne und Reichtum, mit Heiterkeit, Hoffnung und schriller Leben ein Aufwärts und Abwärts, ein Ausdehnen und Zusammenziehen,



Wärme ... GELBE KUNST: Wie es im wirklichen ein Überfluten und sich Trennen, ein sich

Verlieren und Verfestigen, ein Aufleuchten und Abstumpfen gibt – so kann all dies auch in einer Farbe zur Wirkung kommen ... In der Italienischen Renaissance bildete der durch Tagebau gewonnene Gelbe Ocker die Basis für Freskenmalereien. Dadurch bekamen

Von Frühling bis Herbst

Von Sebastian Offenbecher

Im Frühling verfärbte sich die Haut meiner Schwester gelblich. Anfangs machte ich noch Witze, daß sie dies mit Absicht tat, um dem Farbenwahn der Jahreszeit nachzueifern, doch wurde diese Veränderung bald so auffällig, daß wir einen Doktor aufsuchten.

Der schaute ihr in den Mund und leuchtete in ihre Ohren, aber wirklich helfen konnte er uns nicht. Statt dessen verschrieb er meiner Schwester irgendwelche Tabletten, deren Name kompliziert war und ich ihn wieder vergessen habe.

Der Doktor meinte, es sei nichts Ernstes.

Ich glaubte ihm nicht und begann zu weinen.

In den folgenden Monaten verbrachte meine Schwester viel Zeit mit mir.

Die gelbe Haut machte ihr keine schlechte Laune und es wurde Sommer.

Wir streunten viel im Wald umher und spielten Verstecke auf dem Hof. Wenn es Abend wurde, stahlen wir uns oft noch einmal aus dem Haus und gingen zum Teich.

Dort badeten wir und sie brachte mir schwimmen bei.

Zurück in unseren Zimmern, tobten wir über die Betten, bis sie müde wurde.

Wir lagen dann erschöpft zusammen und hielten einander.

Im Fenster konnten wir den Nachthimmel sehen und sie zeigte mir ihren Blick auf die Welt. Durch meine Schwester erkannte ich, wie klein ich doch war.

Ich sagte ihr oft, daß ich Angst davor hätte, daß sie weggehen könnte.

Sie lächelte dann und zerwühlte mir die Haare.

Einmal nahm sie den Anhänger von der Kette, die ich ihr schon vor langer Zeit gebastelt hatte, und gab ihn mir. Sie sagte, sie würde ihn mir leihen und so lange ich ihn hätte, würde sie nicht gehen. Das beruhigte mich damals.

Schnell ging der Sommer zu Ende und wir konnten nicht mehr so viel Zeit draußen verbringen. Meine Schwester wollte auch nicht mehr so oft das Haus verlassen.

Erst da fiel mir auf, daß sie im ganzen Sommer nicht in der Schule gewesen war.

Noch vor dem Herbst bat sie mich, ihr den Anhänger zurück zu geben und ich legte ihn in ihre gelben Hände. Kurz darauf ging sie.

Viele Menschen kamen zum Abschied. Keiner von ihnen blickte mir in die Augen.

Diesmal weinte ich nicht, sie hatte den Anhänger ja zurück gewollt.

Dann kam endlich der Herbst und mit ihm ein neuerlicher Farbenwahn.

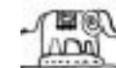
Ich blickte in dieser Zeit oft auf meine Hände, vergeblich. ☒

engelsposaune

jeden morgen der kelch
das gelb von gummihandschuhen
ein fingerzeig gottes
liegt auf dir
beim vorbeigehen am vorgarten
zur haltestelle
lukas stöbert
in den abfallkörben
den krumen nach
wandert am packpapier
die geäderte stierzunge
wie ein blatt
vom nachtschatten
noch bleich die geliebte
in der hand
das buch mit blauem einband
monologe über engelarten
und du denkst
an zierliche schulterblätter

Maik Lippert

die Bilder eine stärkere Leuchtkraft. Das gleiche Prinzip galt auch für Vergoldungen. Für den Maler Van Gogh beispielsweise war GELB einerseits Ausdruck des Sommers, der schöpferischen Energie (seine berühmt-berühmten Sonnenblumen), andererseits jedoch stand



es in seinen Augen für Wahnsinn, Schwäche, Krankheit und Todesnähe. Und Andy Warhol setzte auf das Platten-Cover der 60er Jahre-Band *Velvet Underground* eine aufrechte gelbe Banane. GELB-NUANCEN: Wir können GELB vor Krankheit sein

Abenteuer Briefkasten

Von Ralf Rudolffy

Das gelbe Gefährt hatte ein Gewicht wie aus Gußeisen. Wahrscheinlich war es das auch, aus Gußeisen. Gangschaltung gab es keine, dafür vorne wie hinten stabile Gepäckkörbe, in denen die regelmäßig vorschriftswidrig überladenen Taschen Platz fanden. Seit Pfingsten war ich nun also Arbeiter, abgekürzt »Arb« der Deutschen Bundespost.

»Kommen Sie morgen vorbei, dann stellen wir Sie ein«, hatte der Mann beim Postamt 1 am Telefon gesagt, als ich wegen des Plakats in meiner örtlichen Poststelle angerufen hatte. Das ging dann ganz schnell, nachdem ich mittels Führungszeugnis meine Unbescholtenheit in Vermögensdelikten nachweisen konnte – so unkompliziert kann sich die Arbeitssuche gestalten. Am nächsten Tag meldete ich mich morgens um fünf Uhr fünfundvierzig beim Postamt 91. Zwei Wochen lief ich zum Anlernen im Zustellbezirk 50 mit, lernte mit Einschreiben, Nachnahmen, Wertbriefen, Zahlungsanweisungen und vor allem mit den bei den Empfängern gefürchteten Zustellungsurkunden hantieren und lernte Postwurfsendungen und Massendrucksachen hassen. Danach ließ man mich alleine losziehen, und erst nach und nach erschlossen sich mir die Besonderheiten des Bezirks: wer in welcher WG wohnt, wer ständig Post vom Gerichtsvollzieher kriegt und nie zuhause ist, bei welcher Wohnung man beim Öffnen der Tür geruchsbedingt einen Schritt zurücktreten muß, und wer derjenige ist, der die Deutsche National-Zeitung abonniert hat, die allerdings – welch Mißgeschick! – hin und wieder verloren ging. Und, natürlich, wo es die lästigsten Köter gab. Vermutlich gibt es auf der ganzen Welt nicht einen einzigen Briefträger, der nicht mindestens eine Hundegeschichte erzählen kann.

Schröch! – schröch! – schröch! kurbelte ich, ich allein gegen den Westwind, mit meinem überladenen Postfahrrad die

Badenstedter Straße entlang, Richtung Körtingsdorf, meinem neuen Revier, Zustellbezirk 45, den man mir zugewiesen hatte. Bei jeder Umdrehung schrappte die Pedale am Kettenchutz und an den Nerven, und der Anblick der durchfahrenen Umgebung war ausreichend, einen bereits um acht Uhr morgens in Depression zu versetzen. Tankstellen, Möbelhäuser, Speditionshöfe – eine Gegend so trostlos wie tausend andere am Stadtrand. Es war einer der nicht sehr anspruchsvollen, aber zeitaufwendigen Außenbezirke, den ich anzusteuern hatte – viele Stichstraßen, viele Einfamilienhäuser, schwierige Kundschaft. Je kleinbürgerlicher das Viertel, desto komplizierter die Leute – immer was zu beschweren, immer was zu nölen. Der Sozialhilfeempfänger gibt fast immer ein Trinkgeld, wenn man ihm die Stütze bringt, der Zahnarzt hingegen so gut wie nie. Aber der kriegte ja auch keine Stütze, jedenfalls keine, die ich ihm brachte. Dafür zentnerweise Fachzeitschriften und sonstiges Langholz.

Die erste Zustelladresse der Tour war auch nicht dazu geeignet, mit Heiterkeit in den Tag zu kommen: das Altersheim am Körtingsdorfer Weg, eine dieser Endstationen, in denen nur noch auf die Besteckabgabe gewartet wird. Entsprechend in Bewegung war mein Adreßverzeichnis, das ich laufend zu aktualisieren hatte. Danach unspektakuläre und wenig anheimelnde Mietshäuser, heruntergekommene Zeugen des bundesdeutschen Nachkriegswohnungsbaus. Und immer wieder Reihenhäuser, in denen sich die Gardinen bewegten, deren Bewohner sich aber erst heraustraute, wenn ich zwei Häuser weiter war. Im Lebensmittelgeschäft an der Ecke lag dann der erste Nachschub: ein grüner Sack, aus unerklärlichen Gründen jedoch Blaubeutel genannt. Den hatte ich bereits früh im Postamt gepackt, der Paketwagen lud ihn dann hier ab, und mit seinem Inhalt wurden die Fahrrad-Gepäckträger erneut überladen.

Zuweilen stehen ja in der Zeitung Geschichten von Briefträgern, die ihre Post, anstatt sie zuzustellen, einfach in ihrem Keller oder im Dorfteich verklappt hätten, und das gewohnheitsmäßig mitunter über ein Jahr und länger. Wie haben die das bloß angestellt? Bei mir waren jedenfalls immer genug Leute zur Stelle, um sich über das Ausbleiben von Sendungen zu beklagen, wenn sie sich nur einen Tag verspäteten. Zum Beispiel die Oma, die nicht verstehen konnte, daß die Elbe-Jeetzel-Zeitung, ein Käseblatt aus dem fernen Wendland, nicht am selben Tag in der Landeshauptstadt ankam, und die mir dafür den einen um den anderen Tag auflauerte – vermutlich war es der Höhepunkt ihres an Aufregungen nicht übermäßig gesättigten Tagesablaufs. Was sollte man da machen? Am besten war, immer einen schlagfertigen Spruch parat zu haben. Das galt auch für Leute, die in falsch verstandenen Mitgefühl meinten, den strömenden Regen, der einen durchnäßte, aus der warmen Stube heraus auch noch kommentieren zu müssen, anstatt einem einfach einen Schnaps oder einen Kaffee anzubieten. »Wieso, ist doch gut, dann staubt es nicht so!« war eine bewährte Replik auf so originelle Sätze wie: »Na, sie haben aber kein schönes Wetter mitgebracht!«

»Postbeamter! Pünktlichkeit, eisernes Pflichtbewußtsein ... ein Beruf, in dem ich zu etwas bringen werde ... Postsekretär, Postinspektor, Oberamtmann, Postminister ...«, sinnierte Hilfs-Postbote Donald Duck auf dem Weg zur Robbeninsel auf seinem Motorschlitten vor sich hin. So ungefähr kam ich mir auch vor, als ich mit dem Fahrrad durchnäßte und mit klammen Fingern durch den Stadtteil Körtingsdorf strampelte. So hoch hinaus wollte ich allerdings gar nicht – nur etwas Kohle neben dem Studium verdienen. Und die staatliche Post zahlte gar nicht schlecht: fünfzehn Mark dreiundachtzig gab es pro Stunde, dazu Latschengeld – eine tägliche steuerfreie

Aufwandspauschale für die Abnutzung des Schuhwerks, was im Monat auch noch mal rund fuffzig Mark brachte. In Zeiten von Hartz IV und prekärer Beschäftigungsverhältnisse sind das Einkünfte, von denen manch einer als angelernte Hilfskraft nur noch träumen kann.

Die Arbeitsbedingungen waren trotz frühen Aufstehens, trotz Regengüsse, lästiger Köter und nörgelnder Kunden durchaus in Ordnung. Nach zwei Stunden Sortierens der Sendungen nach Hausnummern, Wohnungen, Empfängern im Amt ging es um acht Uhr auf die Tour, dabei war man auch sich allein gestellt und hatte im großen und ganzen seine Ruhe. Und überhaupt vergeht ja ein Arbeitstag immer schneller, wenn man dabei unterwegs ist. Wie schnell man wieder im Postamt war, und wann man nach dem Einsortieren von einigen inzwischen eingetroffenen Massendrucksachen Feierabend hatte, war im wesentlichen der eigenen Geschicklichkeit überlassen. Allerdings gab es aber auch Tage, die jeder haßte: das Erscheinen der ADAC-Motorwelt beispielsweise, oder der Tag der Telefonrechnungen – da konnte sich die Zustellung hinziehen, ebenso donnerstags, wenn all die Wochenzeitungen und Illustrierten rauskamen. Sonst konnte, wer auf Draht war, schon um eins bis halbzwei nach Hause gehen. Montag war ohnehin Schontag, denn Behörden und Firmen geben am Wochenende keine Briefe auf.

Dagegen war derjenige am Monatsanfang lange unterwegs, der einen Bezirk in Gegenden mit hoher Arbeitslosigkeit zu bedienen hatte, denn viele kriegten ihr Arbeitslosengeld und die Sozialhilfe noch mit der Post. Die Beträge mußte sich der Postzusteller morgens im Postamt ausrechnen und auszahlen lassen und nachmittags bei der Rückkehr abrechnen. Pech war, wenn viele nicht zuhause waren, denn dann war der Ablauf am nächsten Tag zu wiederholen. So wurde ich regel-

oder GELB und Grün vor Neid werden. (GELB mit einem Tupfer Blau vermischt ergibt das kühle, bissige GELB) Wir können die Sonne dermaßen anbeten, daß sie die Haut mit einem flammenden Orange übersät. (GELB mit rötlichem Schimmer ergibt ein leuchtend

warmes GELB) In Kombination mit Schwarz steht GELB in der Natur für »Gefahr«, was man einem Wespenstich quittiert. Schon im Mittelalter stand GELB für das Gefährliche und für



hierzulande spätestens mit Verrat. »Indisch Gelb« ist

mäßig in der Drosselgasse, einer Schlichthaus-Siedlung, zum gern gesehenen Geldbringer und wurde in der Regel zuvorkommend empfangen. Wirklich schwierig gestaltete sich die Angelegenheit nur dann, wenn in einer mit fünf Asylbewerbern mit nie gesehenen Pässen eines dahin nicht für existent gehaltenen afrikanischen Staates bewohnten Wohnung, deren Insassen weder englisch noch französisch und erst recht nicht deutsch sprachen, der richtige Empfänger zu ermitteln war.

Oder die Siedlung neben der Schule – nur Lehrer! Konnten sich diese Schwachmaten nicht mal anständiger Briefkästen zulegen, verdammt! Und natürlich waren sie vormittags nie zu Hause. Und natürlich hatten sie alle die *Zeit* abonniert. Und natürlich paßte die in keinen Briefschlitz. Wozu gibt es denn eigentlich Industrie-Normen in diesem Land? Ein anständiger Briefkasten hat so auszusehen, daß man die Klappe auch mit vollen Händen mit nur einem Finger anheben kann (anstatt daß sie einem die Finger abklemmt) und so dimensioniert zu sein, daß er problemlos eine Zeitung schluckt (anstatt nur C5-Umschläge). Wieso fragen die DIN-Fittis nicht mal unsereinen? Interessant, womit sich der Kopf so beschäftigen kann, wenn man nur von einem Haus zum anderen läuft. Manchmal ist es aber nur der Ohrwurm, also zufällig eingeschleppter Auditiv-Müll aus dem Radio, der dem Infizierten dabei in der Rübe rumspunkt. Der Ohrwurm ist das gedankliche Pendant zur Hundescheiße, in die man latscht, die sich im Profil der Sohlen festsetzt und einen den Rest des Tages nicht mehr allein läßt.

Kolpingstraße, das war's. Noch immer schraddelnd trug mich mein Fahrrad mit mittlerweile leeren Posttaschen zurück, zurück durch die selben trüben Außenbezirke. Mit der

romantisierten Vorstellung aus Büchern hatte diese Tour wenig zu tun, am allerwenigsten mit dem Briefträger aus dem Buch, das mir Kristina schenkte, und worin ein chilenischer Briefträger nur einen einzigen Postempfänger, nämlich Pablo Neruda, zu bedienen hatte. Kristina, eine Anglistik-Studentin, hatte ich zwei Wochen lang in meinem ehemaligen Zustellbezirk 50 angelernt, bevor sie ihn übernommen hatte, schenkte mir das Buch »Mit brennender Geduld« an unserem letzten gemeinsamen Arbeitstag. Wir umarmten uns in Hauseingängen und Briefkastenecken, aber das zufällige Glück war flüchtig und verschwand und kam nicht wieder. Irgendwann erhielt ich noch eine Postkarte aus Aberdeen. Aber das ist lange her, und überhaupt eine ganz andere Geschichte. ☒

durchscheinend und lasierend, »Chromgelb« stark leuchtend und deckend. Des weiteren gibt es noch »Neapelgelb«, »Kadmiumgelb«, »Safrangelb« etc. (Soweit zur Farbpalette). Wie dem auch sei – in Asien ist GELB jedenfalls die Farbe der hohen Verwaltung.



Leckermäulchen. Vanille

Von Lena Hammerschmidt

Zwischen den Kühltruhen ist es angenehm. Ein Schritt zu weit nach links oder rechts und Jule kriegt Gänsehaut. Aber genau in der Mitte, zwischen den Milchprodukten auf der einen und dem eingeschweißten Fleisch auf der anderen, genau in der Mitte, geht es. Der Schweiß auf Jules Stirn und am Rücken ist getrocknet. Dirk hat verschiedene Quarkbecher in der Hand. Er betrachtet sie kritisch und schüttelt abschätzig den Kopf. »Käsekuchengeschmack, Waldmeister, Vanilla auf Erdbeer-Himbeere-Limone – ... ich glaub's nicht. Jule kannst du dir das vorstellen? Wer zum Teufel will denn so ,nen Scheiß?«

Dirk liest mit großer Abscheu, als wären es die Namen ansteckender Krankheiten. Jule lächelt genervt. Dirk hat diesen Tick schon immer gehabt. Er zelebriert die Auswahl jedes Mal und er spricht so laut, daß fast alle Leute im Laden ihn hören können. Dabei ist es doch nur Quark. Er wirft die Becher demonstrativ zurück ins Regal und greift sich zwei andere, die er Jule vors Gesicht hält: »Vanille - Geschmack, das einzig wahre Leckermäulchen!« Er nickt bedeutsam und Jule hat es eilig, zur Kasse zu kommen. Sie friert. Dirk legt die Becher auf das Kassenband und kramt in den ausgebeulten Taschen seiner Hosen. Eine Münze fällt auf den Boden und rollt unter ein Regal. Dirk grinst. Als Jule die Lücke zwischen den Vorderzähnen sieht, muß sie lächeln. Dieses Mal, ohne sich anzustrengen. Dirk beugt sich zu ihr und küßt sie auf die Wange. Er kramt noch immer.

Jule beobachtet die alte Frau vor sich, die gerade Katzenfutter auf das Band stapelt. In ihrem Einkaufskorb sitzt ein kleiner Hund mit einer roten Schleife im Haar. Leise redet die Frau mit ihm und Jule fragt sich, ob der Hund getröstet werden muß, weil er bei diesem Einkauf kein Futter bekommen hat oder ob das Katzenfutter für ihn ist. Ein Pfiff erschreckt den Hund so sehr, daß er zusammen zuckt. »Ey, da ist Holzer. Ich geh schon ma' raus. Bezahlst du?« Jule nickt. Dirk drängelt sich unsanft an der Frau vorbei und der Hund wackelt in seinem Korb. Dirk und Holzer begrüßen sich. Handschlag, Umarmung, Handschlag. Jule holt ihre Geldbörse aus der Tasche. Sie tut es mit einer Vorsicht, als nähme sie nicht ihre eigene, sondern die der Frau, die genau neben dem Hund im Korb liegt. Als sie bezahlen muß, legt sie schnell den 100-

Euro-Schein auf das Band und lächelt entschuldigend. Dirk hat es nicht gesehen. Er gestikuliert wild und hat sich eine Zigarette angezündet. Obwohl sie all diese Dinge schon so oft gesehen hat, sehen sie heute anders aus.

Holzer ist bereits gegangen, als Jule mit dem Quark in der Hand zu Dirk kommt. Auf der Rolltreppe lassen sich bereits die Sommertemperaturen erahnen. Vor dem Bahnhof drückt die heiße, schwere Luft. Jule steuert eine bestimmte Wartebank an, sie weiß, daß Dirk ihr folgt, ohne sich umzudrehen. Als sie sitzen, reicht sie ihm seinen Quark. Dirk holt einen Löffel aus seiner Tasche. Jule sieht Dirk mit großen Augen an. »Keine Panik, hab ich sauber gemacht.« Doch ihr ist der Appetit vergangen. Dirk zieht vorsichtig die silberne Schutzhülle ab, leckt den Quark an der Innenseite des Deckels ab und verrührt dann den Inhalt des Bechers zu einer cremigen Masse. Jule beobachtet die Menschen, die aus dem Bahnhof kommen. Die Hitze macht allen zu schaffen, viele sehen genervt aus. Die Kinder quengeln und die Alten wischen sich die Stirn.

»Jule, wat ,ne Farbe hat Vanille?« Jule hört Dirk, weiß aber nicht, was die Frage soll. Er tritt ihr vorsichtig auf den Fuß. Jule horcht auf und sieht ihn an. »Jule, los denk ma' nach ...«

»Gelb?« Dirk versucht, enttäuscht zu kucken, doch eigentlich freut er sich über ihre Antwort.

»Oh Jule Mann, bist denn genauso doof wie die Westler, Mensch? Na, Vanille hat gar keene Farbe. Eigentlich is' det ja schwarz. Also die Schoten. Und die Blüten sind gelb, haste schon recht. Aber an sich, also der Geschmack, hat natürlich keene Farbe. Aber die Westler, Jule, die sind genauso bekloppt wie du.« Jule versteht gar nichts mehr. Vanille. Gelb. Schwarz.

»Also, hör zu. Ich hab ma' gehört, daß Leckermäulchen im Westen überhaupt nicht erfolgreich war, weil es zu weiß war.« Jule wird klar, daß sie sehr dumm kuckt, doch bevor sie ihre Gesichtszüge geändert hat, fährt Dirk mit seiner Erklärung fort. »Na, kannst dich noch erinnern? Früher war Leckermäulchen doch so richtig weiß, oder? Im Westen kennen die Vanille aber nur gelb. Also haben sie's nich' gefressen. Egal welchen Joghurt du dir da kaufst – wenn der Vanille ist, dann is' der bei denen gelb. Weil die den extra so färben. So 'ne Idioten. Wollen voll verarscht werden, oder?«

Der Neid und andere Verwechslungen

Von Till Bender

Jule macht große Augen. Eine typische Dirk-Geschichte.
»Also, wat machen die von Leckermäulchen? Färben den Scheißquark gelb und sieh an. Die Verkaufszahlen stimmen. Ick sag ja: Alle wollen immerzu verarscht werden.« Jule lächelt. Dirk hat ihr ein bißchen gefehlt. Sie wird nicht fragen, woher er die Geschichte hat und ob es wirklich stimmt, was er sagt. Man muß ihn nehmen, wie er ist. Vor allem, solange er gute Laune hat.

»Ey Jule, kuck mal da drüben, Thrombo-Tom.« Auf der anderen Seite der Straßenbahnschienen humpelt ein Junge von einem Wartenden zum nächsten. Die Leute, die er anspricht, schütteln den Kopf und versuchen verkrampft, ihn nicht anzusehen. Er sieht noch kaputter aus, als Jule ihn in Erinnerung hat. Er läuft gebückt, hält sich den Bauch und ist dünner geworden. Jule läuft Schweiß zwischen den Brüsten entlang. Tom trägt lange Hosen. Einmal hat Jule sein Bein gesehen. Früher hat sie sich mit den anderen immer über ihn lustig gemacht. Jetzt tut er ihr das erste Mal leid. Zwei Mädchen in bunten Kleidern weichen Tom aus und überqueren die Schienen.

»Ich hab den Typen gestern schon getroffen, da hat er mir gesagt, er bräuchte 2 Euro für ein Zugticket und heute erzählt er den Leuten was von einem geklauten Geldbeutel.« Das Mädchen schaut ihre Freundin angewidert an.

»Tja, jeden Tag ein anderer Grund.« Als die beiden an Dirk und Jule mit ihren Absatzschuhen vorbeiklappern, weht ein schwacher Parfumdüft mit. Dirk lacht, als er den letzten Quark auskratzt. »Von wegen. Jeden Tag derselbe Scheißgrund.«

Die Bahn kommt. Dirk wirft den leeren Becher weg und steckt den Löffel wieder ein. Jule setzt sich ans Fenster. Der Sitz fühlt sich klebrig an. Sie kann sehen, wie Tom sich suchend umblickt. Dann humpelt er Richtung Westeingang, wo Holzer auf ihn wartet, an einen Fahrradständer gelehnt mit den Händen in den Taschen. In der Bahn schreit ein kleines Baby, das bei seiner Mutter vor den Bauch geschnallt ist. Die kleinen fleischigen Ärmchen und Beinchen rotieren und sein Gesicht ist rot und verkrampft.

»Ist die neu?« Dirk umklammert Jules Armgelenk und betrachtet ihre Uhr.

»Ja«, antwortet Jule, »von meiner Mutter.« Es bleibt ihr noch eine halbe Stunde, bis sie im Schuhladen sein muß.

»Sieht schick aus.« Dirk lächelt. Jule lächelt zurück. »Schön, daß du wieder da bist.« Jule nickt. Ihre Gedanken sind bei ihrer Mutter und ihrem strengen Gesicht mit den traurigen Augen. Sie muß pünktlich sein. »Jule, ich will noch mal schnell ins Choppi, muß ein bißchen was klären und ich will mich mal duschen. Scheißhitze. Willste mit? Ich mein, vielleicht willste den ganzen Leuten mal Hallo sagen oder so. Die finden bestimmt total super, daß du's geschafft hast. Voll weg, Mann.« Jule muß schlucken und an Hannes aus der Therapie denken. Fast jedes Mal beim Morgengespräch hat er gesagt: Wenn ihr mich dann wirklich braucht, werde ich nicht da sein. Jetzt weiß sie, was er meint.

»Nee. Laß mal. Ich glaub, das wird zu knapp. Ein anderes Mal.«

»Na, okay. Ich kann denen ja Grüße sagen.« Dirk wippt mit dem Fuß und summt ein Lied. Jule hat Angst, daß der Quark in ihrer Tasche ausgelaufen sein könnte und schaut nach. Der Deckel ist noch unbeschadet und Jule drückt Dirk den Becher, der längst seine Kühltruhentemperatur verloren hat, in die Hand. »Schenk ich dir. Ich mag es eigentlich gar nicht so.«

Bis zu Dirks Haltestelle gibt es nicht viel zu sagen. Die Bahn wird langsamer und Dirk schaut Jule von der Seite an. Die Türen öffnen sich, er springt die drei Stufen hinunter. Draußen zündet er sich eine Zigarette an und ruft dann zu Jule in die Bahn zurück: »Wir sehen uns doch demnächst, oder?« Jule nickt eifrig. Als das Warnsignal der Türen ertönt, klammert Jule ihre Tasche fest vor ihren Bauch und bohrt ihre Hände in den klebrigen Sitz. Erst als die Bahn schleppend angefahren ist, läßt sie los. ☒

Mein Tisch ist gelb vom Licht der Lampe;/ Ihr grüner Seidenschleier hält/ Das Zimmer mir im halben Dunkel./ Oh: wollustvoll ist meine Welt.« Ein Mann mit dem sympathischen Namen Bierbaum schreibt das in seinem zweiten Gedicht der »Blätter aus Fiesole«; vom Kamin her duften Zypressenholz, Lorbeerzweige und Pinienäpfel, die Tür zum Garten steht offen, und draußen rascheln Magnoli- enblätter im Mondenschein.

Was für ein Arbeitsplatz! Könnte man direkt neidisch werden. Geradezu gelb vor Neid – und damit in eine emotionale, geistige und sprachliche Verwirrungsfalle tappen.

Eine flotte, oberflächliche Beschreibung von Neid wäre etwa: Da hat jemand was, das ich nicht habe, es erscheint mir begehrenswert, also will's auch haben, fertig ist der Neid.

Das ist aber nur ein kleiner Teil der Geschichte. Und tatsächlich einer, in dem der eigentliche Neid noch gar nicht vorkommt. Denn der Neid bezieht sich im wesentlichen gar nicht auf den jeweiligen Gegenstand, den man jemandem neidet. Dann wäre er ja auch nicht viel mehr als ein bloßes »Haben-Wollen«, eine Form von Drang, sich etwas Bestimmtes zu besorgen.

Neid hat eine andere Richtung und eine andere Qualität. Neid ist was Persönliches. Er spielt sich ab zwischen dem Neider und dem Beneideten, nicht dem Geneideten.

Ein Blick auf die sprachgeschichtliche Entwicklung des Wortes bestätigt das: Das mittelhochdeutsche »nīt« bedeutete Haß, Groll, feindselige Gesinnung.

Für den eigentlichen Neid ist es nicht einmal erforderlich, daß ich das, was ich jemandem neide, selber begehre. Vielleicht interessiert es mich überhaupt nicht, das schmucke Fahrrad, auf dem mein Nachbar durchs Land zischt, selber zu besitzen, aber es stört mich, wie er damit renommiert (was er möglicherweise überhaupt nicht tut, aber ich interpretiere das so).

Oder auch so: Ich besitze selber ein Fahrrad, das dem meines Nachbarn in nichts nachsteht, aber dadurch, daß er jetzt auch eins hat, wird es für mich schwieriger, mit meinem zu renommieren.

Die Beispiele deuten einen weiteren Zusammenhang an: Nach Grimms Wörterbuch hat Neid eine noch ältere Bedeu-

tung als die oben genannte – die von Anstrengung, Eifer, Wetteifer.

Damit schließt sich das Themenfeld Konkurrenz und Selbstbewußtsein auf.

Der Neid steht berechtigtermaßen in schlechtem Ruf, keiner will ernsthaft als neidisch gelten. Das sieht mit dem Selbstbewußtsein ganz anders aus – was sonderbar ist, denn verglichen mit dem, was Menschen sich selbst und anderen im Rahmen ihrer Selbstbewußtseins-Pflege antun, ist aller Neid der reinste Waldspaziergang. Ein ordentliches Selbstbewußtsein gilt als die große Sache. Wer's hat, wird bewundert (gelegentlich beneidet), wer's nicht hat, oder nur ein angeknackstes, der sollte sich, nach herrschender Meinung, dringend darum kümmern, es (wieder) aufzubauen. Denn mangelndes Selbstbewußtsein wird verantwortlich gemacht für diverse gesellschaftlich unerwünschte Auffälligkeiten.

Nun reicht hier der Platz nicht aus, um das Selbstbewußtsein in angemessenem Umfang zu demaskieren und zu demontieren, daher sei nur die Richtung angedeutet.

Zunächst wird der Selbstbewußtseins-Kritiker üblicherweise mit der Behauptung konfrontiert, Selbstbewußtsein bedeute doch nichts weiter als »sich seiner selbst bewußt sein« und sei somit überhaupt nicht kritikabel. Das mag der eine oder andere Privatgelehrte zwar so für sich definieren, mit dem Gegenstand, wie er in der öffentlichen Debatte vorkommt, hat es nichts zu tun. Wäre das Fall, wäre das Selbstbewußtsein also nichts weiter als quasi die Bestandsaufnahme aller feststellbaren Eigenschaften eines Individuums, dann wäre der Vorgang doch frei von jeder Vergleicherei und Selbstbewertung und hauptsächlich dazu nutze, daß man sich morgens im Spiegel wiedererkennt.

Richtig jedoch ist vielmehr, daß der Zustand des Selbstbewußtseins gerade das Resultat von Vergleicherei und Selbstbewertung ist. Fällt die Bilanz positiv aus, ist also das Selbstwertgefühl entsprechend hoch, kann man auch mit kleineren »Defiziten« leben, man hat ja sonst genug zu bieten. Wer aber unter einem tatsächlichen oder eingebildeten Makel leidet, einer Glatze, einer Zahnmacke, zu flachen oder zu weiten Kurven etc., dem raten die Freunde nicht: Unterlaß diese törichte

Selbstbewertung. Sie raten statt dessen: Gehe selbstbewußt damit um, du bist doch ansonsten ein Prachtkerl.

Und wenn der betreffende Mensch dann doch lieber spart und sich einer kostspieligen Operation unterzieht, tja, dann war er wohl nicht selbstbewußt genug.

Der Haken ist nur der: Das so genannte intakte Selbstbewußtsein hat immer eine Basis, einen Hintergrund, vor dem der selbstbewußte Mensch sagt, ich bin auch was wert! Und diese Basis will gepflegt sein. Das elende Selbstbewußtseins-Spiel hält viele Menschen ihr Leben lang so in Atem, daß ihnen am Ende oft genau deswegen die Puste ausgeht. Ihr Selbstbewußtsein verlangt von ihnen zur eigenen Aufrechterhaltung, ständig dafür zu sorgen, daß sie gut dastehen, ein respektables Bild abgeben. Ist einer selbstbewußt, dann nicht deswegen, weil ihn der ganze Quatsch mit der Selbstbewertung nicht interessiert, sondern weil er bei dem Spiel relativ gut abschneidet!

Erfolg in der Schule, bei der Arbeit oder auf dem Arbeitsmarkt ist kein Resultat der eigenen Bemühungen. Die Bemühung ist zwar eine *Voraussetzung* – wer sich nicht den herrschenden Zwängen unterwirft, hat von vornherein nichts zu erwarten –, aber ob die Bemühung auch zum angestrebten *Erfolg* führt, hängt von ganz anderen Faktoren ab, die weit außerhalb der Kontrolle der meisten Bemüher liegen. Dennoch wird landauf, landab durch eine grandiose Verwechslungsleistung zum Zwecke eines ordentlichen Selbstbewußtseins die abstrakte Fähigkeit sich zu bemühen, dann die Bereitschaft dazu, dann die Bemühung selbst und schließlich auch noch

der Erfolg sämtlich zu – möglichst kleidsamen – Bestandteilen der eigenen Persönlichkeit umdefiniert.

Die Freude am Musizieren (dem eigenen und dem anderer), am Lesen, am Kino, am Sprechen über Filme oder Bücher, an nützlichem Wissen und an vernünftiger, ordentlicher Arbeit, an allem, was man kennen oder können kann, vielleicht sogar an der Liebe eines Menschen, schweben bei Selbstbewußtstlern in steter Gefahr, vom Pesthauch der Selbstbewußtseins-Pflege durchweht und somit vergiftet zu werden.

Das ist ein ganz schönes Stück Arbeit: Stück für Stück alles, was man ist, kann und hat abzuklopfen, ob es irgendwo durch Mißbrauch als Selbstbewußtseins-Pflegemittel verunreinigt ist, es dann davon zu reinigen oder gegebenenfalls gleich komplett wegzwerfen, bis man sich endlich ganz seiner selbst bewußt wird und ohne jedes Selbstbewußtsein noch mal den Magnolienbaum im Mondenschein besuchen gehen kann. ☒

Sie haben einen 14-Stunden-Arbeitstag?

... und müssen sogar Ihre Lebensmittel
manchmal an der Tanke kaufen?

Dann ist unser hEft-Abo genau das richtige für Sie! Sie bekommen die nächsten zwei Ausgaben (September, Dezember) druckfrisch zugesandt. Zwei Möglichkeiten stehen Ihnen dabei zur Verfügung:

- **Normal-Abo:** 5 Euro
 - **Förder-Abo:** 10 Euro
- } für 2 Ausgaben 2005

Das Abo ist nach Info und Überweisung auf unser Konto (siehe Impressum) aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.



**Damit Sie Ihren Feierabend
das nächste Mal richtig
genießen können!**

Das nächste hEft-Heft erscheint am 30. September 2005

(hEft-reliet-Party am 29. September!)

Redaktionsschluß/ Anzeigenschluß: 2. September
Kontakt: heft@kulturrausch.net

Das hEft bekommt ihr an folgenden Orten: Buchhandlung Peterknecht, Johannesklause, Engelsburg, Café Togo, Stadtgarten, Antiquariat am Domplatz, Noah, Mietwohnzentrale, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Tiko, Bibliothek am Domplatz.

Oder im Netz unter: www.kulturrausch.net

AUTOR/INNENVERZEICHNIS: ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt | ANDRÉ KUDERNATSCH, Jg. 1970, lebt in Erfurt und Leipzig, www.kudi.de | ANNEMARIE FREY, Jg. 1975, Erfurt | CLARA EHRENWERTH, Jg. 1987, Erfurt, Förderpreisträgerin Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2003 und 2004 | CHRISTOPH STEIER, geboren 1979 in Bielefeld. Studium der Literaturwissenschaft in Erfurt und Dublin. Diverse Preise, Preischen und Veröffentlichungen. Studien zu Hungerkünstlern und Gegenwartsliteratur. Mag Reclam. | DANIEL TANNER, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt | DIE GÜTE ÜTE ist Regierungspräsidentenberaterin von Takatukaland und wurde dementsprechend als billige und allzuschlaue Arbeitskraft von der SPD auf Bundes- und von der CDU auf Landesebene eingekauft. Sie analysiert Probleme und findet vernünftige Lösungen, CDU und SPD entscheiden sich pragmatisch für das Gegenteil. Sie schreibt aus Verbitterung. | JANA RABISCH, Jg. 1973, Grafikerin/Illustratorin, Erfurt | JÖRG BERGLINGER, Jg. 1963, Goldschmied, Gotha | KATJA ELLGUTH, Jg. 1974, Aufgewachsen in Dresden, ab 1994 in Erfurt, Dipl. Sozialpädagogin | LENA HAMMERSCHMIDT, Jg. 1982, beheimatet in Judenbach (b. Sonneberg), geb. 1975 auf der Isle of Skye, seit einigen Jahren in Erfurt, freischaffende Autorin und Fotografin, aus dem Englischen von Paulina Schulz. | MAIK LIPPERT, geboren 1966 in Erfurt, jetzt Ausbilder in Berlin, diverse Preise und Stipendien, Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften und im Internet. | PAOLO FUSI (47) ist in Rom entworfen, in Zürich produziert und in Erfurt fertiggestellt worden. Er glaubt an den mythischen Francesco Totti und noch mehr daran, daß die Mutter der Idioten immer schwanger ist. | PAULINA SCHULZ, Jg. 1973, Autorin, Übersetzerin und Dozentin, Erfurt, www.paulinaschulz.de | PETER SCHUCK, Jg. 1985, studiert an der Uni Erfurt Literaturwissenschaft und Philosophie | RALF RUDOLFY, Jg. 1966, Herkunftsniedersachsen, Wahlerfurter | SEBASTIAN OFFENBECHER, 21, studiert Literaturwissenschaften und Philosophie an der Uni Erfurt | STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter | SVEN GATTER, Jg. 1978, geb. in Halle/Saale, lebt und studiert in Erfurt | TILL BENDER, Bremen | ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar.

Das hEft sucht



VERBÜNDETE!

Damit das hEft vierteljährlich erscheinen kann, brauchen wir Ihre/Eure Unterstützung!

Es gibt zwei Fördermöglichkeiten:

- a) **ANZEIGEN** Größe 8,6 x 5,5 cm (einfach) oder 17,7 x 5,5 cm (doppelt) – hoch oder quer
- b) **SPENDEN** Sie spenden dem Kulturrausch Betrag X und bekommen dafür eine Spendenquittung und eine entsprechende Danksagung im Heft.

Ihre Vorteile liegen auf der Hand:

- 1) Ein Platz im hEft ist Ihnen sicher! Und: das hEft wandert durch mehrere tausend Erfurter Hände und wird besonders intensiv gelesen.
- 2) Das hEft liegt exklusiv in Ihrem Laden/Ihrer Kneipe oder Firma aus!
- 3) Sie haben eine gute Tat vollbracht und stärken die gebeutelte Erfurter Kultur!

**Möchten Sie das hEft unterstützen?
Dann melden Sie sich unter:
heft@kulturrausch.net**